Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt
Band: 69 (1987)
Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

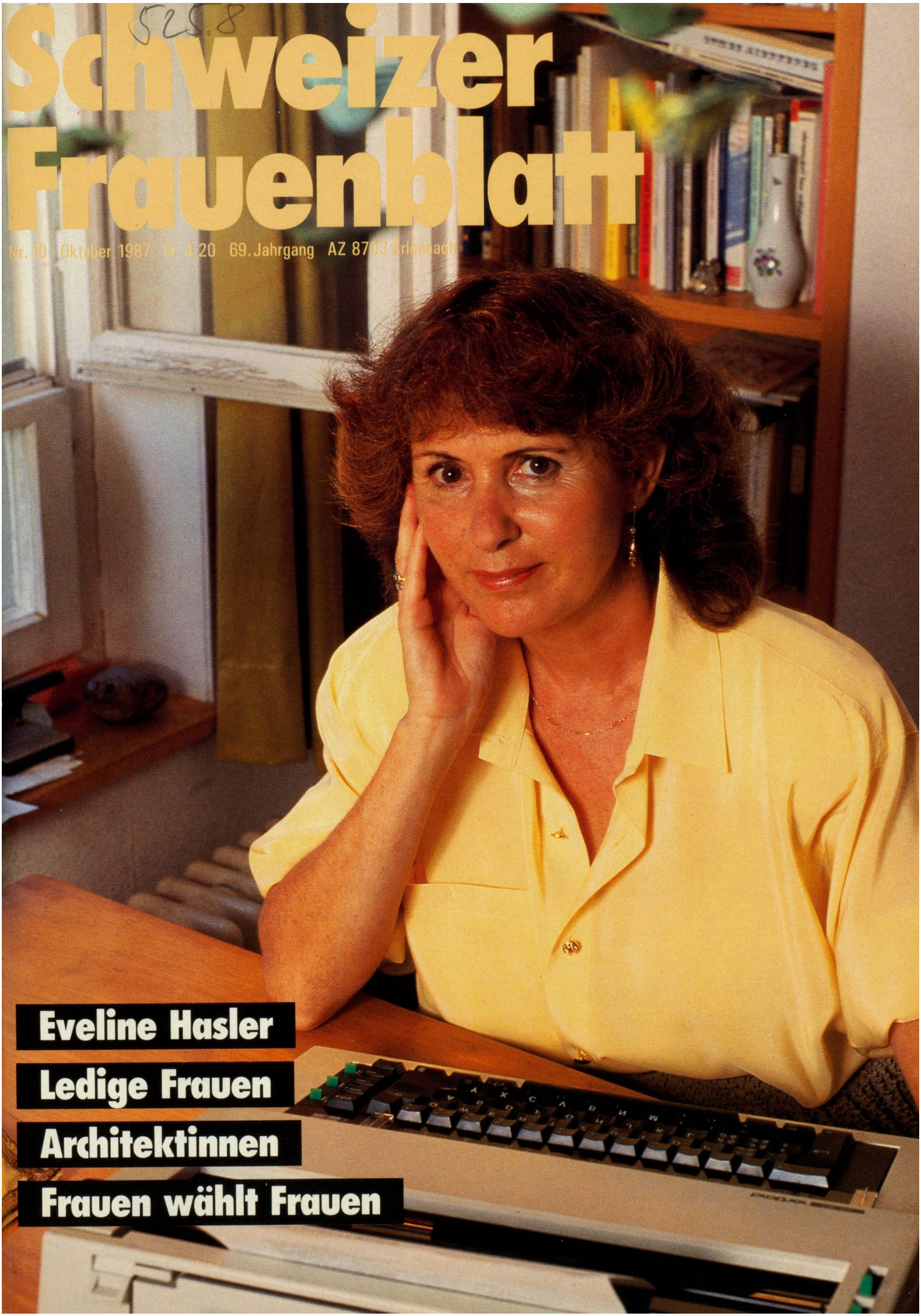
Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

529.8

Schweizer Frauenblatt

Nr. 10 Oktober 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach



Eveline Hasler

Ledige Frauen

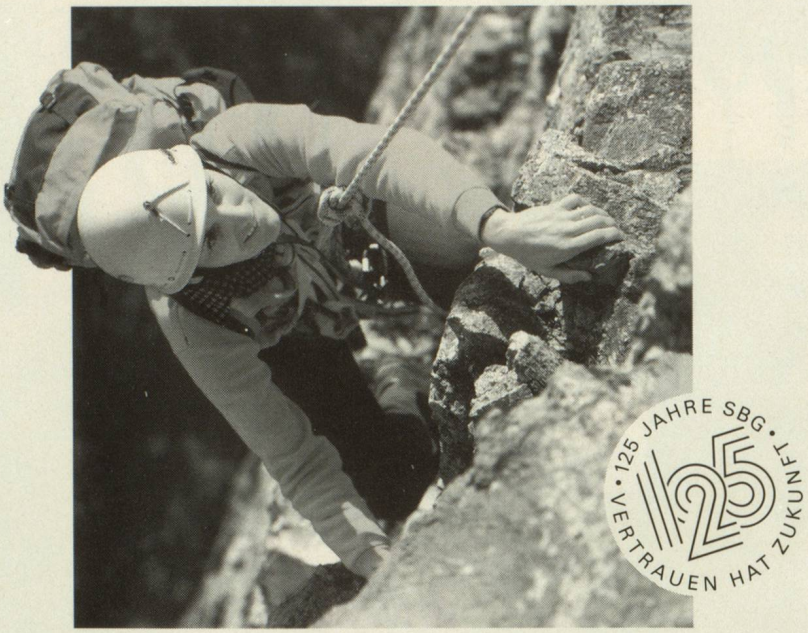
Architektinnen

Frauen wählt Frauen

ADVICO

"Auch im Stress Ruhe und
Überblick behalten, das ist meine Devise."

Yvonne Züger, Privatkundenberaterin bei der SBG



Mitarbeiterinnen wie sie
verdienen Ihr Vertrauen.

SBG UBS Schweizerische Bankgesellschaft

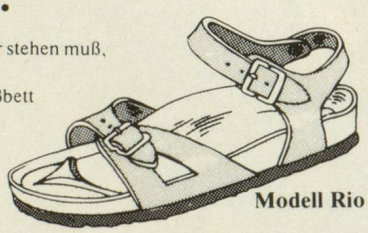
Als aktive Frau sind Sie ganz schön auf den Beinen.

Wer bei der Arbeit viel laufen oder stehen muß, braucht richtiges Schuhwerk.

Birkenstocks mit dem original Fußbett in zwei Weiten stützen und geben Ihren Füßen sicheren Halt.

Für jeden Fuß die richtige Weite

für normale und kräftige Füße — für schlanke und knochige Füße



Modell Rio

ORIGINAL **BIRKENSTOCK**®

Verkauf durch den Fachhandel
Bezugsquellen: R. Frey, 5504 Othmarsingen, Tel. (064) 56 17 28

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und diskret. Sie hilft Ihnen mit ihrer

medialen Begabung

Durch **Kartenlegen** bei Entscheidungen, privaten oder beruflichen **Problemen.**
Durch **Astro-Psychologie** für **Zukunfts-**, Partnerschafts- und Personenanalysen.
Durch **Telepathie** bei **Prüfungen** usw.
Durch **Fernbehandlung** aller **geistig** beeinflussbaren Begebenheiten.
Auch Langzeitbehandlung.

Nähere Auskunft und Anmeldung morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 711345

Astrologische Psychologie

Das Horoskop als Diagnose- und Selbsterfahrungsinstrument
Persönliche Beratungen
Kurse, Seminarien, Sommerschulen
Beraterausbildung mit Diplomabschluss
2 Jahrzehnte Lehrererfahrung
Bitte verlangen Sie kostenlose Prospekte.

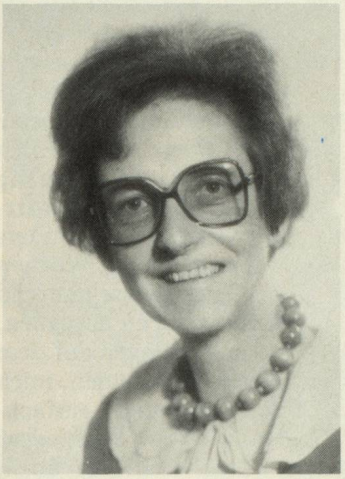
Astrologisch-Psychologisches Institut (API)
Bruno und Louise Huber
Postfach 87, CH-8134 Adliswil, Tel. (01) 710 37 76

Mode ab Grösse 42

Madame
Zürich, Bahnhofstrasse 63, Bleicherweg 17.

EDITORIAL

Eine der zentralsten Aufgaben unserer Zeit ist der Schutz unserer Umwelt. Neben Industrie, Landwirtschaft und Verkehr tragen auch die Haushalte wesentlich zum Energieverbrauch, zur Gewässerbelastung und zum wachsenden Abfallberg bei. Frauen befolgen Energiesparappelle, meiden überverpackte Produkte und Alu-Spraydosen mit Treibgas, kaufen



Getränke und Yoghurt in wiederverwendbaren Flaschen und Gläsern und Obst und Gemüse soweit möglich saisongerecht ein. Sie reduzieren den Waschmittelverbrauch auf das Minimum, sammeln eifrig Aludeckeli, Altpapier, Altöl und kompostieren Grünabfälle entweder im eigenen Garten oder separieren sie für die «Grün-Abfuhr». ■ Abgesehen etwa von der fortschreitenden Umweltzerstörung weltweit, mutet einem angesichts der weitern Verbetonierung unserer Landschaft (pro Sekunde geht ein Quadratmeter Boden verloren), der stets alarmierenderen Luftverschmutzung und der immer kränkeren Wälder, das alltägliche Sammeln, Sparen, Recyclen zuweilen höchst bescheiden, um nicht zu sagen, lächerlich an. ■ Doch eben, wie sähe es mit dem Abfallberg, den Gewässern, dem Energieverbrauch ohne diesen «häuslichen» Umweltschutz aus? Zudem zeigt sich der Trend zum Umweltschutz immer mehr auch in andern Bereichen, etwa dem Verkehr, der Landwirtschaft, der Wirtschaft, der Güterproduktion. Dabei darf die Herstellung umweltfreundlicherer Produkte zumindest teilweise dem Konto «Umweltschutz im Bereich Haushalte» zugeschrieben werden.

Margrit Anner-Ruf

INHALT

Zum Titelbild:
Die Schriftstellerin Eveline Hasler
Foto: Maja Burkhard

Editorial/Impressum	3
Warum ich trotzdem kandidiere Drei Politikerinnen	4
Eveline Hasler Annemarie Stüssi	7
Architektinnen Ursula Oberholzer	9
Evang. Frauenbund Zürich Katja Fink	15
Auch wir sind Frauen Anny Hamburger	18
Organisation Help Margrit Anne-Ruf	20
Frauen haben Ideen Charlotte Peter	22
Schicksale: Eine Frau aus Wien	23
Frauen in der Dritten Welt Leben in Guatemala	26
Monatsgedicht	27
Für Sie gelesen	28
Veranstaltungen	30

IMPRESSUM

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
69. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Ursula Oberholzer
Layout/Herstellung: Edith Camen

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11, PC 80-3323-6
Telefax (01) 910 87 72

Anzeigenverwaltung:
KRETZ ANNONCEN AG
Grütstr. 63, 8704 Herrliberg
Tel. (01) 915 38 03

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Der Artikel «Ernüchterung» im «Schweizer Frauenblatt» vom Juni 1987 hat Reaktionen ausgelöst, die zeigen, dass es für viele Frauen über alle Parteigrenzen hinweg absurd ist, mit einem gegenwärtigen Anteil von 10% Frauen im Parlament die 51% Schweizer Frauen in der Gesamtbevölkerung zu vertreten.

Warum ich trotzdem kandidiere

Die Kampagne zu den eidgenössischen Wahlen ist hart. Für eine solche Belastungs- und Bewährungsprobe braucht es Unterstützung. Frauen werden oft zu wenig unterstützt, obwohl ihre Fähigkeiten und fachlichen Qualifikationen unbestritten sind. Das Problem der Frauen ist das Problem einer bis heute vernachlässigten Minderheit. Deshalb sollten wir unser Möglichstes tun, um den kandidierenden Frauen Rückendeckung zu geben und damit eine bessere und adäquate Frauenvertretung im Sinne der Gleichberechtigung zu erreichen. Den Frauen fehlt meistens das Beziehungsnetz in Wirtschaftsverbänden und Armee und nicht zuletzt auch das persönliche Karrieregeflecht als Lobby bei den politischen Wahlen. Also ist eine breitere Frauenvertretung nur realisierbar, wenn sich Frauen solidarisch hinter ihre Kandidatinnen stellen. Sei dies in der Stadt oder im hintersten Dorf. Drei Kandidatinnen haben sich bereit erklärt, sich zu ihrer Beteiligung an den eidgenössischen Wahlen zu äussern und über ihre Situation zu informieren.

Ursula Oberholzer

Für den Nationalrat

Kandidaturen für Nationalratswahlen gehen nach bewährtem eidgenössischem Muster normalerweise solche auf kommunaler und kantonaler Ebene voraus. So war es auch bei mir. Trotzdem kann ich unter meinem politischen Leistungsausweis keine Mitgliedschaft in einem der erwähnten Parlamente vorlegen.

Kandidiert habe ich eigentlich schon unter allen Titeln. 1974 als politisches Greenhorn für den Gemeinderat, ein Jahr später für den Kantonsrat. Ohne Erfolg. Ich zog die Konsequenzen und liess mich mal ins Wahlbüro wählen (schliesslich die Wiege aller politischen Karrieren) und übernahm des weitern ein Schulpflegemandat (wo ich übrigens während zehn Jahren eine Menge lernte). Hinter den Kulissen, nämlich in Parteigremien auf Gemeinde- und Kantonsstufe sammelte ich weitere Erfahrungen.

Es fällt mir schwer nachzuzählen, für wie viele Kandidaten ich an Majorzwahlschlachten teilnahm, wie viele Stunden (besser Tage) ich an Wahlständen mit Worten und Gut um die Wählergunst (selbstverständlich für die andern) warb, wie viele Leserbriefe (zugunsten Dritter) meine Maschine verliessen. Irgendwo ganz hinten in meinem Kopf schwebte mal der Gedanke, ob sich jemand mal revanchieren würde.

Nach 12 Jahren wagte ich es, als Gemeinderatskandidatin wieder unter die Leute zu gehen. Ich hatte mittlerweile eine stattliche Zahl Ämter inne, nur leider vorwiegend nicht in der Gemeinde. Und so fiel das Resultat zwar bedeutend besser aus als Anno 1974, aber eigentlich immer noch ernüchternd.

Nur, die Partei hatte den Glauben an mich nicht verloren, versuchte es im Frühling 1987 mit mir als Kantonsratskandidatin (Ergebnis siehe Abschnitt 1) und portierte mich allen Misserfolgen zum Trotz für die Nationalratswahlen. Dass ich dort – nach internem Vorwahlverfahren – weit oben auf der Liste stehe, verdanke ich wohl einerseits den Frauen und andererseits (so interpretiere ich es zumindest) meinem langjährigen Einsatz zugunsten der Partei, von der ich tatsächlich noch lange nicht genug habe. Ich kandidiere also trotzdem – nicht weil ich es besonders schätze während einiger Wochen in der Tagespresse dauernd meinem Konterfei zu begegnen, mich an Veranstaltungen auf dem Podium wiederzufinden, mich mit Fragebogen meist einfacherer Natur von verschiedenfarbigen Organisationen abzurackern, auf der Strasse herumzustehen, meine politischen Anliegen schriftlich für Prospekte und Presse, mündlich im Lokalradio festzuhalten, sondern, *weil ich will, dass mehr Frauen in den Parlamenten sitzen.* Dafür braucht es zunächst mal Kandidatinnen, und zwar nicht nur zwei, sondern einen angemessenen Teil; denn der Wähler soll auch unter den Frauen der gleichen Partei *aus*wählen können. Sorgen bereiten mir jene Frauen, welche sich überhaupt nicht oder nach einer Niederlage nicht mehr zu einer Kandidatur bereit finden. Ich wirke zu lange in der Partei mit, um zu ignorieren, welche Anstrengungen honorige Politiker unternehmen mussten, bis sie sich auf Nationalratslisten hochgedient hatten. Und die es nie schaffen, bilden immer noch die Mehrzahl (nicht nur bei den Frauen).

Ich kandidiere trotzdem, um weitere Frauen zu diesem Schritt zu ermuntern; denn sonst werden wir nie die Anzahl Frauen in den Parlamenten stellen, die wir prozentual verdienen. Meine ganze aufwendige Tätigkeit im Rahmen von Frauenorganisationen zielte darauf, Frauen für den Einstieg in die Politik zu ermutigen. Wo bliebe meine Glaubwürdigkeit, wenn ich nach den ersten persönlichen Misserfolgen nur noch Wein predigen, dafür aber Wasser trinken würde?

Meine Kandidatur stellt eines der vielen Engagements für mein politisches

Credo dar, dient also der gleichgesinnten Partei. Proporzwahlen sind Parteiwahlen, da gilt es, mit Kandidaten verschiedenster Provenienzen möglichst viele Wähler anzusprechen. Der persönliche Erfolg ist, so will es das Wahlsystem, sekundär.

Irène Thomann-Baur

Irène Thomann-Baur, 1946
freie Journalistin, Winterthur
Freisinnig Demokratische Partei

Ämter
Vizepräsidentin Bund Schweizerischer Frauenorganisationen
Vizepräsidentin der FDP Winterthur und der Frauengruppe
Vorstandsmitglied Vereinigung der FDP-Frauen des Kantons Zürich
Mitglied «Rat für Gesamtverteidigung»
Hauptmann MFD
Stiftungsrat Volkshochschule des Kantons Zürich
1974–84 Mitglied und Aktuarin Kreisschulpflege Winterthur-Veltheim
1974–87 Vorstand Frauenzentrale Winterthur
u.a.m.

Für den Nationalrat

Eigentlich wollte ich nicht ein drittes Mal kandidieren. Zweimal habe ich es bereits versucht – mit mehr oder weniger Frust.
Zwei Gründe sind es, die mich bewogen haben, nochmals anzutreten: zum einen ist die heutige Zusammensetzung des Parlamentes tatsächlich unerträglich, zum andern startet die SP des Kantons Bern diesmal mit einer reinen Frauenliste, was den Frauen (nicht unbedingt mir persönlich) echte Wahlchancen gibt.
Wenn Sie auch schon einmal von der Ratstribüne aus das Geschehen im Parlament beobachtet haben, ist es Ihnen vielleicht ähnlich ergangen wie mir. Mir dreht sich jedesmal fast der Magen um, wenn ich mitansehen und -hören muss, wie 90 Prozent Männer (überwiegend grauhaarige) da über Frauenfragen dozieren: Mutterschaftsschutz, Schwangerschaftsabbruch, Vergewaltigung ... Soll das demnächst mit dem Scheidungsrecht und der 10. AHV-Revision so weitergehen? Ich meine: Es muss gelingen, mehr Frauen (*feministische* Frauen!) in die Räte zu bringen, damit wir uns besser Gehör verschaffen können.
Um dies zu erreichen, gibt es nur eins: Immer mehr Frauen müssen kandidieren. Mit Abseitsstehen, Resignieren, Rückzug ins Private und Verweigerung verändern wir nichts. Wir müssen erreichen, dass nicht mehr nur einzelne als Alibifrauen auf die Listen gesetzt werden – weil es sich ja keine Partei mehr leisten kann, eine Liste ohne Frauen zu präsentieren. Das Ziel muss es sein, dass keine Partei mehr wagt, mit nicht *mindestens* ein Drittel Frauen anzutreten.
Dieses Ziel haben die Sozialdemokratinnen im Kanton Bern übertroffen: Wir starten mit zwei Listen, je einer vollen Männer- und Frauenliste. Das erlaubt uns auch, einen richtigen Frauenwahlkampf zu führen, und das ist ein Plausch! Wir haben uns gemeinsam vorbereitet und gegenseitig gestärkt. Wir organisieren Aktionen, wo – unglaublich, aber wahr – *alle* 29 Kandidatinnen gleichberechtigt mitwirken.

An Veranstaltungen sind wir jeweils mehrere, gleichviel Frauen wie Männer. Es gibt diesmal keine Parteianlässe, wo irgendwelche (männlichen) Koryphäen halbstündige Referate halten, und die anwesende Kandidatin darf dann um halb elf noch kurz sagen, wieviel Kinder sie hat und in welcher Kommission sie mitarbeitet.
Die Solidarität, die wir unter den Kandidatinnen spüren und leben und das Wissen, dass wir so viele sind, macht uns – auch gegen aussen – stark. So sind wir ganz fest überzeugt, dass wir mehr als bloss einen Sitz für uns gewinnen werden. Unser Rezept darf zur Nachahmung empfohlen werden. Und so haben wir unsere Suppe gekocht:
Seit 1971 haben jedesmal profilierte Frauen auf den Listen der Berner SP kandidiert, doch die Neunerdelegation unserer Kantonalpartei im Bundeshaus ist auch nach dem vierten Anlauf ausschliesslich männlich zusammengesetzt. Das ist um so «gschämiger», als die SP gesamtschweizerisch mit ihrem Frauenanteil im Parlament relativ gut dasteht.
Als 1983 wiederum keine Berner Sozialdemokratin gewählt wurde, hat damals doch das schlechte Gewissen die Partei gepackt. Das haben wir geschickt ausgenützt, und es ist uns – zu unserem eigenen Erstaunen – gelungen, am Parteitag 1985 fast ohne Opposition (die Wahlen waren damals noch nicht aktuell) die eigene Frauenliste durchzusetzen.
Die SP-Frauen hatten vorher verschiedene Strategien versucht. Einmal war das Ziel, möglichst viele Frauen kandidieren zu lassen, das andere Mal versuchten wir es mit bloss wenigen. 1983 wollten wir die Hälfte der Linien beanspruchen, mussten dann allerdings angesichts der starken Opposition einem Parteitagsbeschluss zustimmen, der den Frauen einen Linienanteil entsprechend ihrer Mitgliederstärke, mindestens aber 7–8 Linien (auf einer Liste von 29) zugestand. Resultat: Wir waren dann 6 Frauen auf der Liste! Beim Durchlaufen der verschiedenen Stufen

Anne-Marie Rey-Kühni, 1937
Übersetzerin, Zollikofen
Hausfrau
drei Kinder/verheiratet
Sozialdemokratische Partei

Ämter
Mitglied des Grossen Gemeinderates von Zollikofen
Mitglied der Sekundarschulkommission
Sekretärin der Schweizer Arbeitsgemeinschaft für Bevölkerungsfragen (SAfB)
Präsidentin der Schweizer Vereinigung für Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs (SVSS)
Engagement insbesondere in Umwelt- und Frauenfragen

des langwierigen Nominationsverfahrens wurden die Frauen zusehends zugunsten von Männern zurückgedrängt.

Männer verfügen eben über eine stärkere Lobby und können, weil sie zu Hause eine Frau haben, die ihnen die Familienlasten und im Geschäft eine Sekretärin, die ihnen die Schreibarbeiten abnimmt – mehr Ämter bekleiden, die ihrem Bekanntheitsgrad förderlich sind.

Solche Verdrängungsmanöver sollten Frauen nicht mehr akzeptieren, sondern ihre Bedingungen klar stellen: Entweder mit vielen von uns, oder ohne uns. Dazu braucht es aber eben die Frauensolidarität. Unter den SP-Frauen im Kanton Bern spielt sie, und das ist der Hauptgrund, dass ich trotzdem nochmals kandidiere.

Anne-Marie Rey-Kühni

Für den Ständerat

Warum ich trotzdem kandidiere? Die Antwort auf diese Frage fällt mir leicht: Ich kandidiere nicht «trotzdem». Das Wort «trotzdem» beinhaltet für mich, etwas unter grösstem Einsatz gegen viele widrige Umstände zu tun, mit stolz zurückgeworfenem Kopf sozusagen. «Trotzdem» vermittelt ein ganz besonderes Lebensgefühl, das auch ich manchmal habe, aber ganz selten in der Politik. Aber weshalb kandidiere ich denn, wenn nicht «trotzdem»? Für mich gibt es zwei Stufen der politischen Betätigung: das Politisieren und das Kandidieren. Unter Politisieren möchte ich eine politische Grundtätigkeit verstehen. Ich bin überzeugt, dass jeder Staatsbürger, ob Mann oder Frau, verpflichtet ist, sich politisch zu informieren, sein Stimm- und Wahlrecht auszuüben und sich in irgendeiner Weise für unsere Gesellschaft einzusetzen. Dass ich selber ausser politisiere auch kandidiere kommt ganz einfach davon her, dass die CVP meines Wohnortes mich anfragte, ob ich bereit wäre, mich für die Kantonsratsliste aufstellen zu lassen. Ich habe mir das überlegt, es auch mit meiner Familie besprochen und dann festgestellt, dass es mich reizen würde, mich in ein völlig neues Gebiet einzuarbeiten. Das war vor gut sechs Jahren, und seither ist dieses Einarbeiten ein wichtiger Teil meiner politischen Tätigkeit geblieben. Bei jeder neuen Arbeit, bei jedem neuen Mandat habe ich eine Menge dazugelernt, dazulernen müssen. Einen Teil davon konnte ich mir an Schulungsveranstaltungen und Seminarien holen, das meiste musste ich irgendwie selber beschaffen, manchmal leicht, manchmal mühsam und oft, indem ich auf die Nase fiel und wieder aufstehen musste.

Mit einem Listenplatz hat es also im Frühling 1981 angefangen. Damals wurde ich nicht gewählt. Die beiden Bisherigen machten das Rennen, ich wurde erster Ersatz, und das war eine

Rosemarie Simmen-Messmer, 1938
dipl. Apothekerin, Solothurn
Hausfrau
Mutter von drei Töchtern/verheiratet
Christlichdemokratische Volkspartei

Ämter
Kantonsrat seit 1983
Verfassungsrat von 1981–1986

ideale Gelegenheit für mich, erste Erfahrungen zu sammeln. Im Herbst 1981 Wahl in den Verfassungsrat. Ich hatte dort Gelegenheit, an der Totalrevision der Kantonsverfassung mitzuarbeiten, eine Arbeit, die mit der Annahme der Verfassung im Jahre 1986 ihren Abschluss fand. Frühling 1983 Nachrücken in den Kantonsrat. Frühling 1985 Wiederwahl in den Kantonsrat.

Und nun bin ich also Ständeratskandidatin der CVP Solothurn. Diese Kandidatur ermöglicht dem Solothurner Stimmvolk eine echte Wahl, stehen doch nun für die zwei Sitze drei Kandidaten zur Verfügung. Ich freue mich natürlich, dass ausgerechnet meine Partei mit meiner Kandidatur dazu beitragen will, die krasse Untervertretung der Frauen im «Stöckli» ein wenig zu mildern.

Die Überlegungen, die ich mir gemacht habe, bevor ich mich zur Annahme einer allfälligen Nomination entschlossen habe, scheinen mir wie eine Zusammenfassung all meiner bisherigen politischen Erfahrungen.

1. Ist die neue Aufgabe mit meiner Weltanschauung und meiner innersten Überzeugung zu vereinbaren?
2. Halte ich mich, soweit ich das selber beurteilen kann, für fähig, die Aufgabe mindestens so gut wie der Durchschnitt zu lösen?
3. Dient meine Kandidatur auch meiner Partei, die ja, bei allen Meinungsverschiedenheiten, die auftreten können, meine Grossfamilie ist?
4. Verspreche ich mir von der neuen Aufgabe, ausser Arbeit, auch Erfüllung und ab und zu sogar Vergnügen?

Als ich diese Punkte positiv beantworten konnte, habe ich mich entschlossen, mich für eine Kandidatur zur Verfügung zu stellen, und die CVP hat mich nominiert.

Und nun sieht das alles aus, als ob immer alles eitel Minne gewesen wäre. Das stimmt natürlich nicht, kann es ja gar nicht. Aktive politische Tätigkeit ist Wettbewerb, und wer daran teilnimmt muss zum vorneherein wissen, dass in der Regel nichts geschenkt wird. Aber wahrscheinlich hatte ich ganz einfach Glück. Neben harten Konkurrenten und Gegnern hatte ich immer auch Leute um mich, die mich akzeptierten, die mit Anerkennung und Kritik halfen und mir Kraft gaben. Die Nachteile, die mein Frausein unbestreitbar manchmal mit sich brachte, wurden in etwa aufgewogen durch die Vorteile, die ich daraus ziehen konnte. Wahrscheinlich habe ich auch eine glückliche Natur in der Hinsicht, dass ich davon ausgehe, dass man allein steht und alles selber machen muss und dass mir darum jede Hilfe und Unterstützung ein echter Grund zur Freude ist.

Wenn ich allerdings am selben Ort in demselben Umfeld mehrmals scheitere, dann breche ich die Übung ab. Nicht aus Resignation, sondern weil ich überzeugt bin, dass den Dingen eine eigene Ordnung innewohnt und dass es Aufgaben und Menschen gibt, die nicht zusammenpassen, auch wenn man das auf Anhieb nicht merkt. Diese Ordnung gilt es zu respektieren, vom Erzwingen halte ich nichts. Der Verzicht fällt mir darum etwas leichter, weil es ohnehin viel zu viele schöne, faszinierende und wichtige Dinge gibt, als dass man sie alle in seinem Leben unterbringen könnte.

Sie finden, spezifische Frauenanliegen seien doch recht mager vertreten in meinen Betrachtungen? Da mögen Sie formal Recht haben. Aber ich habe noch keinen Mann getroffen, der meine Überlegungen als Ganzes hätte teilen mögen. Das Frauliche muss wohl darin liegen.

Rosemarie Simmen-Messmer

Eveline Hasler, in Glarus geboren und aufgewachsen, ist ausgebildete Sekundarlehrerin und studierte darüber hinaus Geschichte und Psychologie. Heute lebt sie mit ihrer Familie in St. Gallen. Anfänglich wurde sie vor allem durch ihre einfühlsamen und zeitgemässen Jugendbücher – beispielsweise «Der Sonntagsvater» – bekannt.

Eveline Hasler

Ein eigentlicher Durchbruch gelang ihr jedoch mit dem Buch über Anna Göldin, die als letzte «Hexe» in der Schweiz verbrannt wurde. Eveline Hasler gehört zu den ganz wenigen Schweizer Autorinnen, die auf Bestsellerlisten erscheinen, was aber der Sorgfalt ihrer Arbeiten und der inneren Wahrhaftigkeit ihrer Darstellung keinerlei Abbruch tut.

Mit Eveline Hasler besitzt die neuere Schweizer Literatur eine Autorin, die weit davon entfernt ist, in einem Elfenbeinturm zu leben. Zwar ist das Reich der Phantasie ein wichtiges Element ihres Lebens und Schreibens, doch auch dann, wenn sie wundersame Geschichten erfindet, ist da stets der Bezug zu einer inneren Wahrhaftigkeit, zu den Grundtatsachen des Lebens.

«Meine Lebenssituation als verheiratete Frau mit drei Kindern hat mich stets viele Kräfte gekostet, sich aber gleichzeitig positiv auf mein Schaffen ausgewirkt. Während es mir aus zeitlichen Gründen früher nur möglich war, kleinere Texte – vor allem für Kinder und Jugendliche – zu schreiben, kann ich mich heute grösseren Aufgaben widmen.» Eveline Hasler gefällt es durchaus nicht, wenn die Meinung geäussert wird, sie hätte «nur» Kinderbücher geschrieben. «Diese Diskriminierung der Jugendliteratur ist eine Eigenheit deutschsprachiger Länder. Im angelsächsischen Gebiet oder in den osteuropäischen Ländern steht das Kinderbuch gleichwertig neben dem Buch für Erwachsene.»

Dennoch macht es einen Unterschied aus, ob Frau Hasler für Kinder oder für Erwachsene schreibt. «Die Stilmittel sind anders und erfordern das Einpendeln aufs Zielpublikum. Im Jugendbuch oder Bilderbuchtext kann ich meine eigene Spontaneität und meinen schöpferischen Elan voll einbringen. Ein Kinder- oder Jugendbuch verlangt aber immer die ganze Sprache, den ganzen Menschen und ist keineswegs anspruchslosere Arbeit als ein Roman für Erwachsene.»

Als Eveline Hasler vor fünf Jahren mit ihrem Roman «Anna Göldin. Die letzte Hexe» an die Öffentlichkeit trat, hatte sie nicht nur grossen Erfolg, sie löste auch erneut eine Diskussion über dieses problematische Kapitel der Schweizer und Glarner Geschichte aus. Denn Anna Göldin war die letzte «Hexe», die in Europa verbrannt wurde, und unmittelbar nach der Tat mussten sich die Glarner harsche Kritik aus der übrigen Schweiz, ganz besonders aber aus der Stadt Zürich gefallen lassen. Man befand sich immerhin im aufgeklärten 18. Jahrhundert, und die angeblichen Untaten der Anna waren alles andere als geklärt.

Eveline Hasler machte es sich nicht einfach; sie versuchte die Geschichte der Anna Göldin, einer intelligenten Frau, tüchtigen Magd und unehelichen Mutter von zwei Kindern, von innen her anzugehen. Sie wollte wissen, was für ein Mensch denn die Anna gewesen war, weshalb diese in ihrer Umgebung angeeckt und schliesslich von dieser ausgestossen, vernichtet worden war. Und da kam sie beim Studium aller nur zugänglichen Quellen bald zur Einsicht, dass es vor allem das Selbstbewusstsein der Magd, deren Selbstwertgefühl als Frau gewesen sein müsse, welches von der Herrschaft schlecht vertragen worden war. Allerdings: von den Männern wurde die Anna mehr oder weniger eigennützig geliebt, begehrt oder doch respektiert. Die Frauen der Brotgeber jedoch fühlten sich durch sie verunsichert.

Die Situation der Frau war und ist Eveline Hasler ein Anliegen. «Noch immer müssen wir die ‹condition féminine› aufarbeiten», meint sie nachdenklich. «Wir müssen den fraulichen Aspekt zur Lösung gesamtmenschlicher Probleme einbringen.» Wie steht es nun um ihre ganz persönliche Situation als Schriftstellerin? Was bringt ihr der Erfolg?
Frau Hasler lächelt: «Die Tatsache, dass ich heute einen grossen Bekanntheitsgrad erreicht habe, macht sich im Alltag für mich kaum bemerkbar. Ich bin viel zu beschäftigt, um mich im Erfolg zu sonnen. Meine Familie holt mich zudem – wenn nötig – immer wieder auf den Boden der Wirklichkeit. Die Kinder halten auch mit Kritik durchaus nicht zurück.»
Die Anforderungen des Alltags, die grosse Recherchierarbeit – zurzeit für ein neues, im Entstehen begriffenes Buch – beanspruchen Frau Hasler stark. Allerdings liest sie dennoch gerne in Schulen oder literarischen Gruppierungen. Sie hat eine ganz bestimmte Technik, neben dem Vorlesen, aus den Büchern zu erzählen und auch über deren Entstehen anschaulich zu berichten, was beim Publikum besonders gut ankommt. Ein Blick in die Dichterwerkstatt ist eben etwas Aussergewöhnliches, auch für erfahrene Leser.
Was nun die finanzielle Seite ihrer Tätigkeit anbelangt, meint die Autorin: «Obwohl sich meine Bücher gut verkaufen und auf Bestsellerlisten erscheinen, ist der Verdienst nur im ersten Jahr einigermassen angemessen. Schon im zweiten Jahr nach dem Erscheinen geht der Verkauf massiv zurück. Verglichen mit den langen Recherchen und der Niederschrift eines Werkes – gesamthaft etwa zweieinhalb Jahre! – ist das daraus resultierende Einkommen sehr bescheiden. Von Taschenbuchausgaben und Übersetzungen (Eveline Hasler wurde immerhin in über 10 Sprachen übersetzt!) bleibt dem Autor nur ein winzig kleines Honorar.»
Mit literarischen Preisen und Auszeichnungen, Werkjahrbeiträgen und ähnlichem ist es in der Ostschweiz bis jetzt nicht allzu gut bestellt – ganz im Gegensatz etwa zu den Kantonen Aargau, Zürich oder Bern. Es hat deshalb Eveline Hasler besonders gefreut, dass sie für ihr Werk «Ibicaba» vom Kanton Zürich – der in dem Buch eine gewisse Rolle spielt – eine Anerkennungsgabe erhielt.
«Ibicaba» soll das Stichwort sein, um uns etwas näher mit dem zweiten Erfolgsbuch von Eveline Hasler zu befassen. «Zufällig», wie bei der Geschichte der Anna Göldin, stiess sie auch auf dieses Thema, nämlich das Schicksal einer Schweizer Auswandergruppe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. In den Kantonen Graubünden und Glarus herrschten Hungersnöte. Wer arm war und ohne Landbesitz, fand in den abgelegenen Bergdörfern weder Arbeit noch Unterstützung. Da entstand dann «Das Paradies in den Köpfen», so der Untertitel zu «Ibicaba». Das «Paradies» existierte zwar sehr wohl im fernen Brasilien, in den Kaffee-Plantagen der Provinz São Paulo. Doch das Leben dort war über alle Massen hart, die Auswanderer gerieten in die totale Abhängigkeit des betrügerischen Senators Vergueiro. Und das Geld, das die Wohn- und Heimatgemeinden den Auswanderern – teilweise durch den Verkauf der Bannwälder – verschafft hatten, war verloren. Oder doch nicht ganz? Da sandte nämlich die Eidgenossenschaft einen Zürcher Kontrolleur, Dr. Christian Heusser, Bruder der Johanna Spyri, ins ferne Santos, um den Dingen auf den Grund zu gehen. Dem schüchternen Naturwissenschafter gelang es immerhin, den Betrogenen und Verführten teilweise zu ihrem Recht zu verhelfen.
Eine allerdings wird ihren Weg, allen Enttäuschungen und Widrigkeiten zum Trotz, alleine finden: Anna Barbara Simmen, eine ledige Mutter, die in Ibicaba den Vater ihres Sohnes zu finden hoffte und bitter enttäuscht wurde. Sie, die in ihrer seelischen Kraft, ihrem Durchsetzungsvermögen und ihrer starken fraulichen Ausstrahlung eine Seelenverwandte der Anna Göldin zu sein scheint, wird mit ihrem Kind den Weg zu einer menschenwürdigen Zukunft gehen.
Wie bewältigt Eveline Hasler diese weitverzweigten historischen Themen, die ausgedehnte Recherchen verlangen und dennoch keine trockenen Rapporte werden sollen? Sie versucht, wenn sie schliesslich mit dem Schreiben beginnt, alle Informationen zu vergessen, ganz aus dem seelischen Nacherleben, aus der Intuition heraus zu schreiben. Und darin liegt zweifellos der Schlüssel zu ihrer menschlich packenden, aber nie gefühlsmässig überbordenden Schreibweise.
Ein Porträt von Eveline Hasler wäre unvollständig ohne das Miteinbeziehen ihrer Gedichte. Wie schon bei Magdalena Vogel, so ist es auch hier der pendo-Verlag in Zürich, der heute noch den Mut hat, Gedichte zu publizieren.
Eigentlich würde ja die knappe Form des Gedichtes sehr gut in unsere Zeit passen. Anders als bei grossen Romanen bieten die elektronischen Medien keinerlei Ersatz für das Leseerlebnis, welches durch Gedichte vermittelt wird. Als Abschluss unseres Porträts soll deshalb auch ein Gedicht von Eveline Hasler stehen, das wir dem Bändchen «Pendo-Lyrik» entnommen haben:

«Katzen, dachte sie, und die Vorstellung, diese scheuen wilden Tiere hätten hier nach Nahrung gesucht, verdrängte ihren Ärger. Katzen waren auf dieser Mittelmeerinsel von einer anderen Beschaffenheit als ihre gefütterten Artgenossen zu Hause; hochbeinig, von einer edlen Hagerkeit, strichen sie nach Einbruch der Dunkelheit die Rebhänge herunter. Immer auf dem Sprung, den Fluchtweg im Augenwinkel, nähern sie sich mit misstrauischen Blicken. Aber, überlegte sie mit einem Anflug von Schmerz, die Katzen schaffen es, zu überleben; ich möchte, ich wäre wie sie.»
Aus: November-Insel, Erzählung, dtv10667

Bibliografie

Eveline Hasler:
Ibicaba. Das Paradies in den Köpfen.
Nagel & Kimche 1985, Fr. 34.–

Anna Göldin. Letzte Hexe.
Benziger Verlag 1982, Fr. 28.80

Die Novemberinsel.
dtv 10667 1986, Fr. 6.80

Die Hexe Lakritze.
Zwei Geschichten für Kinder,
illustriert von Peter Sis.
Benziger Verlag 1987, Fr. 15.70

Das Schweinchen Bobo.
Illustriert von Maren Briswalter.
Nagel & Kimche 1986, geb. Fr. 16.80

Passwort

Und suche
noch immer nach dem Wort
das alle Wörter überflüssig macht

Das Wort als Pfeilspitze
im Herzen der Dinge

nach dem Passwort
mit dem sich auf den Lippen
leichter stirbt

dem Wort
das mehr ist als ein
Wort.

Annemarie Stüssi

Architektinnen sind noch keine Selbstverständlichkeit. Wie kommt es, dass ihnen die berufliche Kompetenz oft nicht ganz zugestanden wird? Es gibt nämlich immer mehr Architektinnen, die sich selbständig machen und durch ihre Bauten bekannt werden.

Architektinnen

Tilla Theus

(44) dipl. Architektin ETH/SIA
Im eigenen Architekturbüro

«Ich arbeite mit Herz und Kopf, Händen und Füssen und stehe mitten im Beruf. Auch mit Bauten, die bereits seit längerer Zeit abgeschlossen sind, bin ich noch über Jahre hinweg verbunden: Es ist so etwas wie eine Mutter-Kind-Beziehung, und ich spreche dann auch von ‹meinen› Häusern.»

Vielleich ist aus diesen Worten einer der wenigen Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Berufsleben zu spüren. Vielleicht ist es aber auch das sprühende Temperament von Tilla Theus, welches hier spürbar ist.
Gerade als sie ihr Architekturdiplom und ein Stipendium für Amerika in der Tasche hatte, gewann sie hier einen Wettbewerb und bekam den Auftrag zur Ausführung, falls sie die Bauführung übernahm. Es war nicht der Zeitpunkt für lange Überlegungen. Sie richtete sich auf dem Bauareal über dem Waschhäuschen ein Büro und ein Zimmer ein und wohnte während der ganzen Bauperiode dort.

«Übertragung von Theorie in Praxis, Umgang mit Bauherren und Handwerkern, alles war damals neu für mich. Doch die architektonische Aufgabe ist jedes Mal eine neue Herausforderung und das Eingehen auf alle Planungsinhalte die Grundlage davon.»
In der Regel gehen ihre Aufträge aus Bauten hervor, welche sie realisieren konnte und die bewirken, dass sich eine Bauherrschaft für ihre Ideen interessiert. Das erste Altersheim, das sie projektierte und baute, gab den Anstoss für einen weiteren Auftrag. Momentan ist sie voll engagiert bei der Sanierung einer historischen Häusergruppe in der Altstadt von Zürich: «Im Augustinerquartier handelt es sich um eine sehr komplexe Aufgabe. Ich will die 5stöckigen Häuser von 3 m Breite und 21 m Länge im Charakter nicht nur im Äusseren, sondern auch im Innern erhalten. So entwickelt sich die Wohnung über mehrere Geschosse mit schmalen Treppen. Von den Bewohnern muss ein gewisses Mass an Konzessionen erwartet werden. Renovationen sind sinnvoll: Gute Architektur ist nicht modisch oder kurzlebig. Qualität und Ausstrahlung bleiben über sehr lange Zeit erhalten.»

Renovationen sind bekanntlich problematisch. Nicht allein der reine Stil und das ehrwürdige Alter sind ausschlaggebend. Was ein Haus erlebt hat und wie es verändert wurde oder wer darin gewohnt hat (z. B. für den Ort bedeutende Menschen) und wie es in die nähere Umgebung einbezogen ist, ist ebenso wichtig. Tilla Theus zieht den Vergleich mit einem Gedicht von Paul Valery, in dem die Rede ist von Steinen in den Städten: von solchen, die reden oder gar schweigen und von Steinen, die singen.

«Wenn Steine schweigen, ist es peinlich. Reden sie, ist etwas erreicht. Singen sie aber, dann ist etwas geschaffen, das eine Bereicherung bedeutet. So gesehen ist alles Bauen ein Thema des Menschseins und der Öffentlichkeit.»

Ihre Intention, gute Architektur zu machen, ist sicher das Anliegen aller Architekten. Sie hat jedoch die Erfahrung gemacht, dass sich Frauen wie in vielen Berufen mit 150prozentigem Einsatz engagieren, alle Energien mobilisieren und oft härter und genauer sind. Gibt es einen Grund dafür? Sicher, weil Architektinnen heute noch keine Selbstverständlichkeit sind und erst morgen zum alltäglichen Bild gehören werden.

«Ein Zimmer für sich»

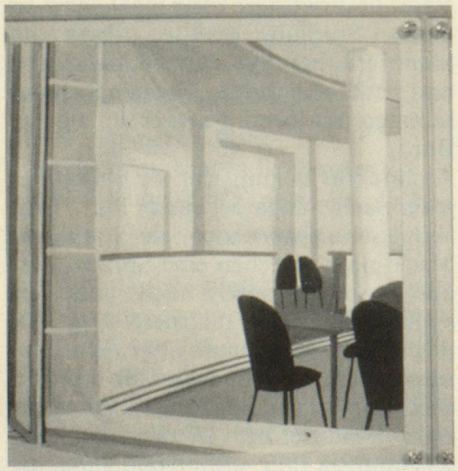
Eine Ausstellung
von 35 Schweizer Architektinnen
28. Oktober bis 21. November
Vernissage: 28. Oktober um 18 Uhr
Ort: Rockhall 3, Seevorstadt, 2500 Biel

Marie-Claude Bètrix

(34) dipl. Architektin ETH
In Bürogemeinschaft mit einem Partner

«Treffe ich Leute, die erfahren, dass ich Architektin bin, kommt mit 90prozentiger Sicherheit die Anschlussfrage: Sind Sie Innenarchitektin? Die traditionelle Vorstellung, eine Frau sei da, um zu dekorieren, auszuschmücken und das Innere eines Hauses zu gestalten, sitzt noch tief.»
Doch in ihrem Alltag muss Marie-Claude Bètrix diesen Eindruck überhaupt nicht haben. Denn auf der Baustelle, im Architektenteam und an der Schule, wo sie unterrichtet, wird ihre Kompetenz anerkannt und wird sie in ihrer Tätigkeit ernst genommen. Ihr Vater befürwortete zwar nicht, dass sie dieses Studium wählte. Doch als kämpferischer Typ gab sie nicht nach und setzte sich durch. Heute hat sie zusammen mit ihrem Partner ein eigenes Büro.
Architektur beginnt für sie überall: in jeder Sache, auch bei einem Film. Eine Schule, ein Opernhaus, ein Spital, ein Marktplatz sprechen eine Sprache, die alle verstehen, sofern nicht alles vereinheitlicht und banalisiert wird. Sie meint, dass man heute allgemein konsumorientiert ist und deshalb im sehr wichtigen planerischen Prozess eines eigenen Hauses oft viel zu schnell Entscheidungen fällt. «Sinnvoll bauen, die persönliche Entwicklung der Bewoh-

ner so weit wie möglich einbeziehen und künftige Veränderungen am Haus ohne grossen Aufwand ermöglichen, ist für mich lebendiges und anspruchsvolles Bauen.»
Momentan erstellt sie zusammen mit ihrem Partner eine Entschwefelungsanlage in Salzburg. Vom äusseren Ausmass her sicher ihr bis heute grösster Bau, auch wenn zwei andere Bauten, ein Gewerbehaus und eine Kugellagerfabrik, von der Planung und von der Bausumme her grösser waren. Wie kommt man zu Bauaufträgen?
«Junge Architekten haben alle dieselbe erste Barriere: der erste Auftrag. Frauen haben es noch schwieriger, weil die politischen Aspekte und die gesellschaftlichen Netzwerke so spielen, dass Frauen ganz allgemein weniger Aufträge bekommen als Männer. Aber andere Wege funktionieren: durch einen anderen Architekten, durch die Teilnahme an Wettbewerben oder auch manchmal aus dem eigenen Familienkreis.»
Das Team Bètrix/Consolascio hat vor ein paar Jahren den Wettbewerb für das Frauenspital in Bern gewonnen.
«Es ist so etwas wie ein Traumauftrag. Falls die Kredite bewilligt werden, können wir bestimmt auch die Ausführung machen.»
Obwohl sie primär Architektin ist, unterrichtet sie seit zwei Jahren als Lehrerin an der HTL in Biel. Für sie ist dies eine gute Herausforderung. Sie muss sich mit künftigen Architekten auseinandersetzen, ihr Architekturverständnis aufnehmen und analysieren und den drei Studentinnen und 12 Studenten aus ihrer Erfahrung möglichst viel mitgeben. «Die Studenten brauchen jemanden, mit dem sie sich identifizieren können. Das gibt ihnen Vertrauen für den späteren Beruf.» Marie-Claude Bètrix könnte man folgendermassen beschreiben: Sie ist als Architektin eine engagierte Interpretin ihrer Zeit und ihrer Altersgruppe.

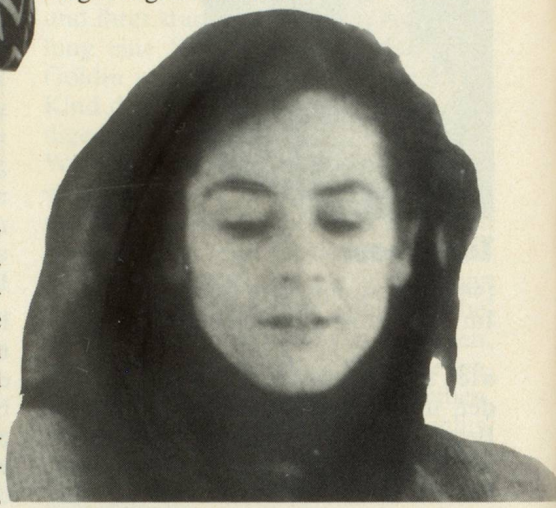


Marie-Claude Bètrix: Gemalte Architektur

Katharina Knapkiewicz

(37) dipl. Architektin ETH
Eigenes Büro

Vor ein paar Jahren arbeitete sie an der ETH als einzige Frau unter den Entwurfs-Assistenten. Nach einem beruflichen Aufenthalt in London eröffnete sie 1983 ein eigenes Büro. Anfänglich stand sie ganz ohne einen einzigen Auftrag da.
«Jetzt habe ich immer wieder an Projekten für andere Architekten mitgearbeitet. Verhandeln mit den Behörden, erste Abklärungen machen, Ideen skizzieren sind kleine Aufträge, die ich übernehme. Das ist natürlich wirtschaftlich nicht sehr interessant.»
Mutig ist Katharina Knapkiewicz ohne Zweifel. Denn so ganz ohne Hilfe und auf eigene Faust wagen nicht viele diesen Start. Aktuell ist ein Umbau: Auf ein Haus mit Flachdach müssen zwei Wohnungen und darüber ein Satteldach gebaut werden. Sie, die in ihrem architektonischen Denken sehr vom modernen Bauen geformt ist, findet dieses Projekt einerseits absurd, anderseits hat sie vor, aus dieser Aufgabenstellung die beste Lösung zu erarbeiten. Sie bezeichnet sich als ein sturer Typ, der dann auch dabei bleiben will, wenn eine optimale Lösung gefunden ist. Sie hat etliche Möbel entfür Ausstellungsmöbel im Auftrag einer Firma sind ihr offensichtlich gut gelungen. Eigentlich hat sie das Architekturstudium gewählt, um in der Malerei eine gute Ausbildung zu bekommen. Heute hat sie bereits mehr als eine Ausstellung mit ihren Bildern gestaltet. Es ist deshalb nichts Besonderes, dass ihr Traumauftrag in diese Richtung geht: ein sehr grossflächiges Bild in Mosaik oder ein Relief dieses Ausmasses. An Frauensolidarität möchte sie gerne glauben, erhofft sich mit der Zeit einen besseren Kontakt unter den Frauen. Die Anfang dieses Jahres stattgefundene Ausstellung zum Thema Frauenarchitektur hat sie enttäuscht: «Es hätte in den Diskussionen zu mehr Verständnis, zu mehr Berührungsflächen kommen müssen. Diese Chance wurde von den meisten nicht wahrgenommen.»
Für Katharina Knapkiewicz sind fliessende Linien, neutrale Materialien und Räume, die durch Türen veränderbar sind, wichtige Punkte einer guten Planung. Modische Tendenzen lassen sich aus ihrem Architekturverständnis heraus sehr gut mit einem modernen Bau vereinbaren, aber auf gar keinen Fall langweilige Stilreinheit.



Marianne Burkhalter

(40) Architektin SWB, Schweizerischer Werkbund
In Bürogemeinschaft mit einem Partner

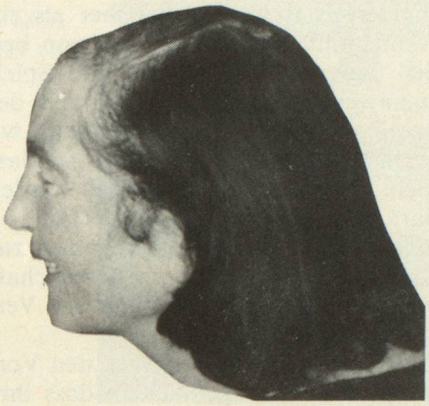
Sie kommt gerade von der Baustelle: «Ein Einfamilienhaus mit Atelier für einen Grafiker und seine Familie ist im Bau. Es ist das zweite Holzhaus, das ich baue. Holz ist ein anspruchsvolles Material, es ist nicht so formbar.»
Für Marianne Burkhalter ist es ein Kennzeichen guter Architektur, wenn Baumaterialien nicht entfremdet, nicht falsch gebraucht werden, was dann sozusagen zu Illusionshäusern führt. «Die Überlagerung von Funktion, Konstruktion und Form muss wirklich stimmen. Das verlangt vom Architekten, dass der Ausdruck, oder so gesehen die Beziehung vom Inhaltlichen her, auch gegen aussen stimmt. Eine Fassadenarchitektur, wie sie mancherorts in den 70er Jahren entstanden ist, hat mit dieser Wahrhaftigkeit leider wenig zu tun.»
Totale Aushöhlungen bei Renovationen sind für ihr Architekturverständnis eine Absurdität, denn auch mit sehr minimalen Mitteln (Heizung, mehr Licht) können Bauten der heutigen Zeit angepasst werden, so dass die Struktur und die Typologie des Charakters dieses Hauses nicht verändert wird.

Aber da müsste die Bauherrschaft mitmachen. Dass die Architektin gerade im Verhältnis zur Bauherrschaft bemerkenswerte Beobachtungen macht und auch Hoffnungen offen lässt, kommt in diesen Worten zum Ausdruck. «Nicht nur im Persönlichen, sondern ganz allgemein ist eine Annäherung an ein partnerschaftliches Denken ausschlaggebend für gute Ergebnisse, also auch in der Beziehung zwischen Bauherrschaft und Architektin.»
Wie erlebt sie Frauen auf der Seite der Bauherrschaft?
«Frauen reden im allgemeinen zu wenig, auch wenn ich mir bewusst bin, dass das pauschalisiert gesagt ist. Ich versuchte jeweils, die Frauen verstärkt einzubeziehen, doch nicht immer mit Erfolg. Es ist ganz offensichtlich, dass die Paarbeziehung der Bauherrschaft jeweils durchsichtig wird. Bei meinem aktuellen Bauvorhaben ist diese eindeutig gut, was sich unmittelbar auf die Zusammenarbeit mit mir auswirkt. Frauensolidarität kann wirklich befruchtend sein, stützt einen, hat aber nichts mit weiblichem Architekturverständnis zu tun.»
Für sie gehört jede Ecke, jeder Eingang, jedes Glas in den Bereich Architektur. An ein spezifisch weibliches Denken glaubt sie jedoch nicht. «Gute Architektur packt, nimmt einen gefangen, bedeutet z. B. gute Funktion einer ganzen Stadt, hat aber wenig mit Mann/Weiblich zu tun.» In den 60er Jahren, vor allem in der 68er Bewegung, entstanden Gruppierungen von Architektinnen, die versuchten, neue Formen zu leben und zu bauen. Eine Abspaltung, vor allem in Deutschland, war die Folge und mündete in ganz neue Experimente.
Viele sahen eine typisch weibliche Architektur in architektonisch runden oder höhlenartigen Formen. Marianne Burkhalter erlebt Architektur niemals als Schwarzweissmalerei Mann/Weiblich. Auch die Bürogemeinschaft mit einem Mann zeigt täglich, dass die Zusammenarbeit, vor allem bei grösseren Projekten, nur gute Ergebnisse garantiert, wenn sich beide Seiten ganzheitlich, fachlich gleichgestellt und partnerschaftlich daran beteiligen.

Lisbeth Sachs

dipl. Architektin ETH/SIA/SWB
Im eigenen Architekturbüro seit 1945

«Eine Wohnung ist zu vergleichen mit einer Lebens-Werkstatt. Der Mensch wird geformt von seiner Wohnung, so wie er umgekehrt seine Wohnung formt. Für mich ist und war es stets ein



Grundanliegen, einem Haus etwas mitzugeben, das integres menschliches Denken, Fühlen und Empfinden ermöglicht. Vielleicht bekommt ein Haus dadurch organischen Charakter: Räume zum weit Atemholen, – auch geistig atmen – und Nischen, um sich zurückzuziehen, sich zu besinnen. Plastisch gegliedert in einfachen, fliessenden Linien und sanft in die Landschaft eingefügt.»
Man hört aus dieser Aussage die ehemalige Assistentin des berühmten finnischen Architekten Alvar Aalto (1898–1976), bei dem Lisbeth Sachs gegen Ende ihrer Studienzeit voll Begeisterung und Aufnahmefähigkeit gearbeitet hat und von dessen Architektur sie ausgesprochen stark angeregt worden ist. Im Norden war man damals im neuen, von strengen Linien und Materialien geprägten Architekturverständnis ein Stück differenzierter als in der Schweiz. Auch Frank Lloyd Wright, den sie persönlich kannte, beeinflusste ihre Arbeit. Diese Männer spornten zu eigenem, initiativem Schaffen an. Das Wechselspiel von Räumen, dem Bewohner dienend und ihn gleichzeitig fördernd in seiner Individualität, ist die Triebfeder im schöpferischen Vorgang ihrer Entwürfe.
Nur vier Frauen durchliefen damals gleichzeitig mit Lisbeth Sachs das Architekturstudium in Zürich.
Und nach dem Diplom die wirtschaftliche Krise, wenig Geld für Bauten, wenig Arbeit. Wohl mit ein Grund für die Bescheidenheit gegenüber den eigenen Ambitionen nach dem Diplom. Die erste Zeit mit spärlicher Arbeit, darauf eine Anstellung für nüchterne, streng kalkulierte Entwurfs- und Bauführungsarbeit war hart. Vielleicht auch der Grund für ihren doppelt begeisterten Einsatz bei einem Wettbewerb, bei dem sie mit dem ersten Preis hervorging: «Ja, ich hatte mich da mit besonderem Eifer dreingestürzt. Es handelte sich um das Theater in Baden, im Park. Eine entzückende Architekturaufgabe. Natürlich war damals noch nicht genug Geld vorhanden, um den Bau zu realisieren. Erst viel später wurde das Theater nach meinen Plänen gebaut.»
Lisbeth Sachs hat die Erfahrung gemacht, dass Frauen grosse Aufträge bisher eher durch Wettbewerbserfolge bekommen. Wichtig scheint ihr aber, dass sich junge Architektinnen deshalb nicht einseitig auf das Projektieren konzentrieren und die praktische Erfahrung in Arbeitsplänen und Bauführung nicht vernachlässigen. Unter ihrer Regie und geprägt von der Handschrift ihrer Ideen entstanden vor allem Einfamilienhäuser. In ihren Anfängen ein Stöckli im Aargau, aber auch Planungen von Überbauungen und einem Büro mit Clubhaus. Und sie vertiefte sich mehrere Male bei Wettbewerben in Projekte ganz anderer Art, was auf ihr ganzes Wesen hinweist: Kirchenbauten. Vor nicht so langer Zeit beteiligte sie sich ausserdem am internationalen Wettbewerb «Ballhausplatz Wien». Vor Jahren vorübergehend auch redaktionell an der Zeitschrift «Werk» tätig, hat sich Lisbeth Sachs über Jahre mit ihrem Beruf identifiziert. So ist es denn nicht erstaunlich, von ihr zu hören: «Wir Architektinnen sind alle gleichartig Schaffende, und die Gefahr, dass Rivalität aufkommt, ist nicht verwunderlich. Meine Aufgabe sehe ich heute auch darin, die Jungen zu unterstützen, zu fördern und ihnen Platz einzuräumen.»

Sabina Hubacher

(31) dipl. Architektin ETH
In Bürogemeinschaft mit drei Partnern

Für ihre Arbeit als Architektin hat der kulturelle Aspekt eine sehr wichtige Stellung. Gute Architektur erkennt sie daran, dass Menschlichkeit und Poesie zusammenfallen, aber auch das Gefühl von Freiheit und ein Mass an Neutralität und Kühlheit den Ton angeben. «Natürlich beschäftigt mich als Architektin alles, was jede Frau angeht. Das

Thema Mann/Weiblich sehe ich jedoch allein im ganz grossen Zusammenhang. Meine Bürogemeinschaft mit drei männlichen Partnern zeigt mir beinahe täglich, dass ich mit der Planung, mit dem Umgang Bauherrschaft/Architekt, aber auch mit Unsicherheiten, die jeder von uns hat, wenn er ehrlich ist, anders umgehe als die meisten Männer. Ich bin nicht bereit, mich ihren Spielregeln, welche sehr viel mit Taktik und mit Masken zu tun haben, anzupassen. Da handle ich mir dann einige Schwierigkeiten ein.»

Sabina Hubacher ist eine relativ junge Architektin, was weniger die Handwerker, aber öfters die Vertreter der Bauherrschaft und die Unternehmer stutzig macht. Sie überrascht durch ihre Art, sich selber treu zu bleiben und dies auch durchzustehen, falls ihr dadurch noch zusätzliche Schwierigkeiten entstehen. Weit gefehlt wäre es jedoch zu glauben, sie gefalle sich in einem Elfenbeinturm. Dazu ist sie viel zu sensibel und zu kreativ: «Bauen ist eminent definierend für die Zukunft. Auch im privaten Bereich für die Zukunft eines Paares oder einer Familie. Deshalb nehme ich die ersten Zeichnungen, die von der Bauherrschaft selber gemacht werden, äusserst ernst, denn diese zu verstehen ist essentiell. Etwas ganz Wichtiges steht dahinter und verlangt meine Achtung.»

Sie erlebt die Beziehung zwischen der Bauherrschaft und sich selber als ein recht intimes Verhältnis, das von beiden Seiten viel Offenheit und Spielraum verlangt. Schlussendlich geht der kreative Prozess bis zu dem Punkt, wo ein Projekt so weit gediehen ist, dass nicht mehr zurückbuchstabiert werden darf, ohne dass es auseinanderfällt.

«Da kommt es dann manchmal zur Krise. Die Kompromissbereitschaft hat eben ihre Grenzen, und die Vertrauensfrage ist dann fällig.»

Es ist nicht ihre Art, sich in den Vordergrund zu bringen. Doch dass ihre männlichen Kollegen, auch wenn sich alle vier stets als Architektenteam manifestieren, gewisse Sitzungen mit Managern vorteilhafter führen als sie es tut, lässt sie nicht ganz unberührt: «Aber ich mag mich nicht mehr darüber aufhalten, und doch setze ich mich innerlich damit auseinander.»

Was sagt sie zur Idee, bei einem öffentlichen Wettbewerb für einmal nur Frauen einzuladen?

«Es wäre eine Möglichkeit, bestimmte Verhältnisse aufzuweichen in dieser Stadt. Solche Öffnungen sind sicher positiv.»

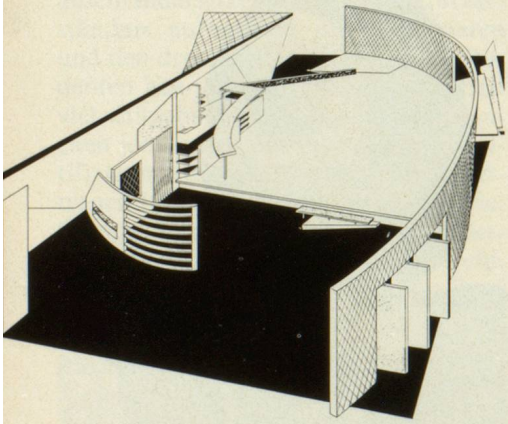
Momentan arbeitet sie an der Planung eines Industriebaus; bis heute der schönste Bau für sie persönlich: eine Fabrik, welche Natursteine verarbeitet.

Gibt es für Sabina Hubacher einen Traumauftrag?

«Der über die Funktion schwer definierbare ‹reine› Raum; der Friedhof, das Waschhaus, die Kirche, andererseits aber sicher auch Wohnungsbau für ein niederes Einkommen. In diesem Sinne ist es wichtig, Leitbilder zu schaffen, die für die Zukunft tragend sind. Die Stadt ausweiten in die Agglomeration im Zusammenhang mit Wohnen und Bodenrechten bedeutet Teilnahme am geschichtlichen und politischen Handeln.

Planen ist gut – deshalb ist das Mitmachen an Wettbewerben wertvoll. Einen Plan dann auch realisieren können, ist ein aufregendes Unternehmen.»

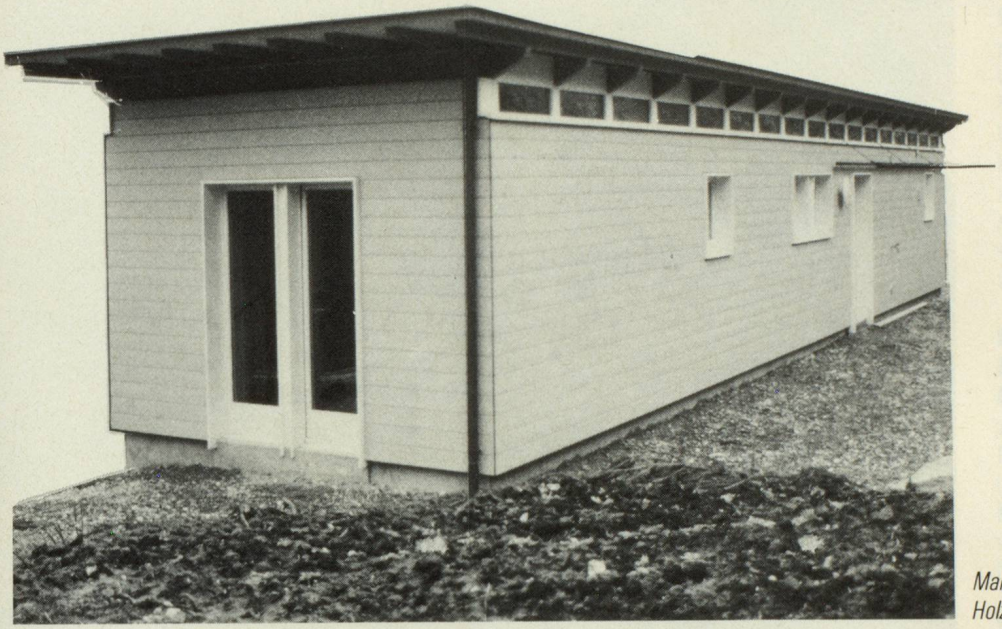
Ursula Oberholzer



Marianne Knapkiewicz: Möbel für eine Ausstellung

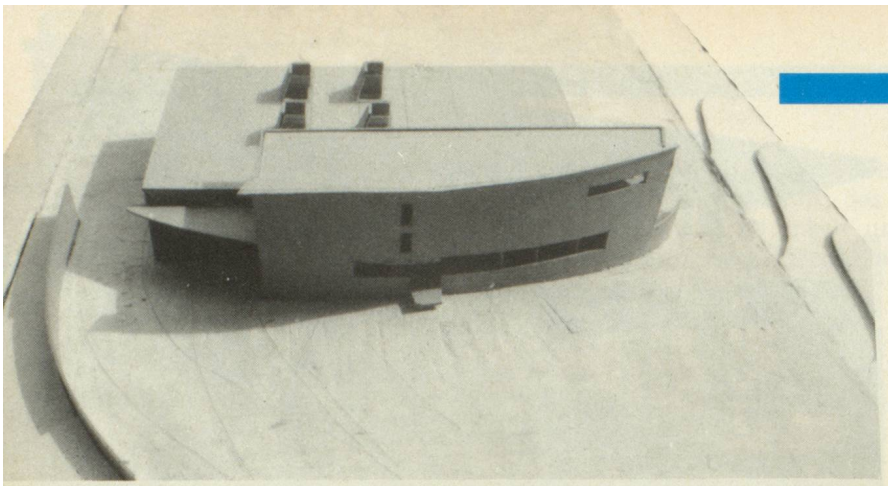
Tilla Theus: Altersheim in Regensdorf (1984)

Lisbeth Sachs:
Ein Haus, das in der Landschaft sitzt

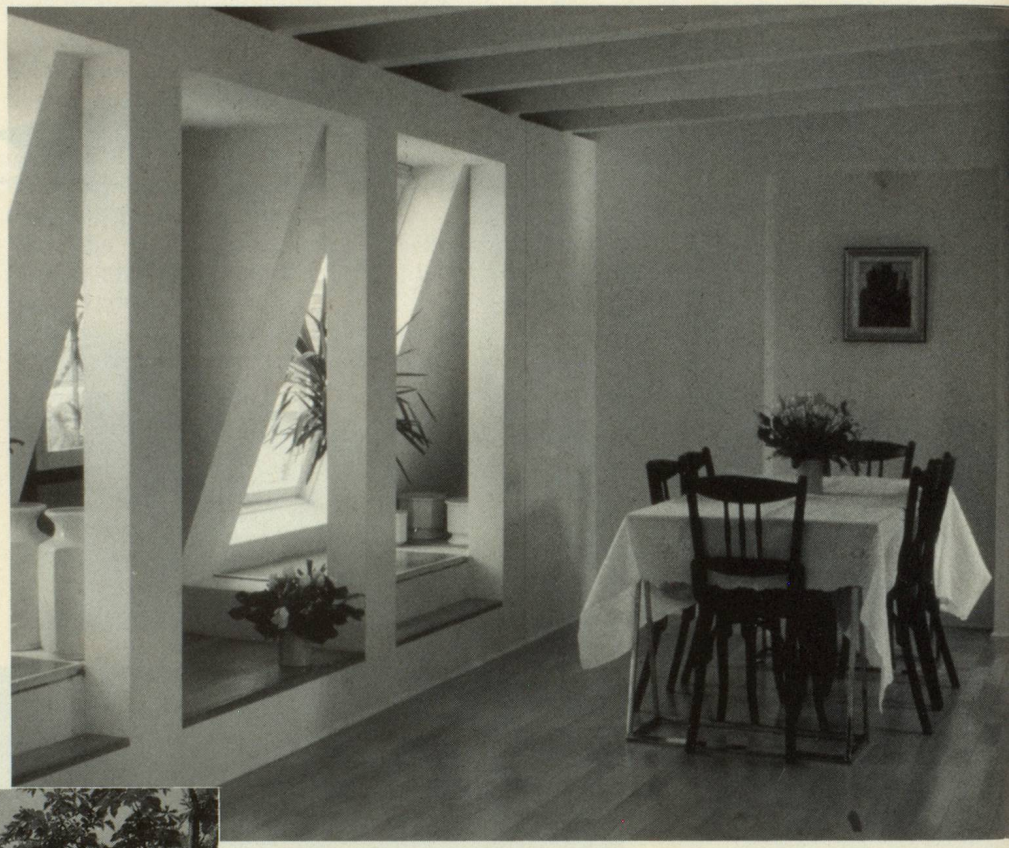


Marianne Burkhalter:
Holzhaus für eine Familie

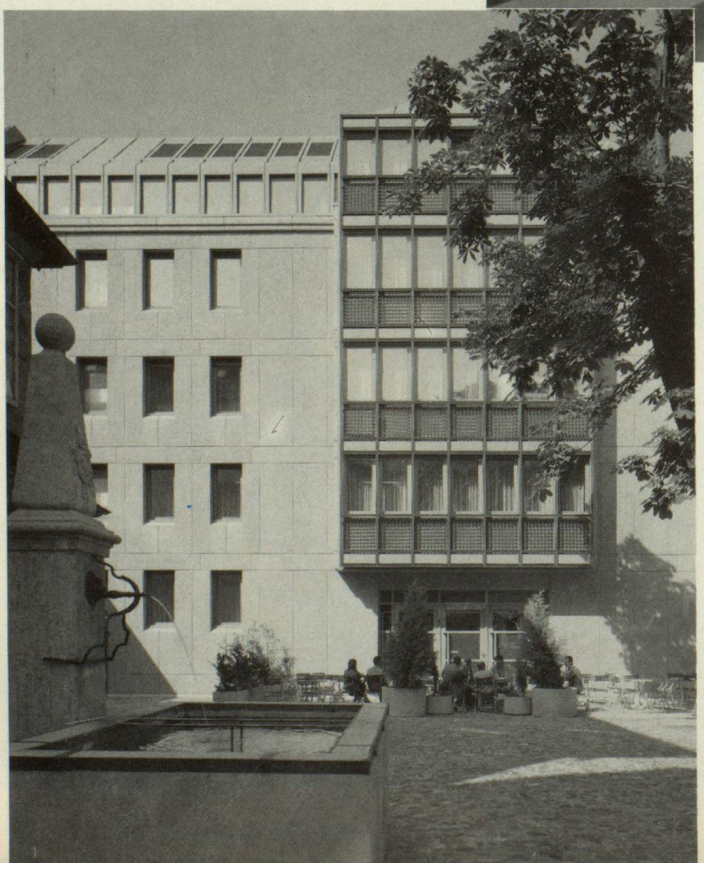
Lisbeth Sachs:
Räume als Lebens-Werkstatt



Sabina Hubacher:
Modell eines Industriebaus zur Verarbeitung von Natursteinen



Marie-Claude Bètrix: das Zürich-Zuhause



Tilla Theus:
Bank Julius Bär (1983)

Ist das wichtigste Anliegen der Frauenorganisationen immer noch die Besserstellung der Frau? Leisten sie unter ihren Mitgliedern grosse Informationsarbeit und helfen ihnen, sich ihrer Rechte als Bürgerinnen bewusst zu werden? Mobilisieren sie die öffentliche Meinung, intervenieren sie bei den politisch Verantwortlichen? Haben sie die nötigen Ressourcen, um allen Erwartungen gerecht zu werden? Fragen über Fragen, die das «Schweizer Frauenblatt» in den nächsten Monaten Exponentinnen von verschiedenen Frauenverbänden stellen will. Den bunten Reigen führt der «Evangelische Frauenbund Zürich» an, der im November sein 100-Jahr-Jubiläum begeht.

Evangelischer Frauenbund Zürich

Der «Evangelische Frauenbund Zürich» zählt 6000 Mitglieder und ist eine Sektion des «Schweizerischen Evangelischen Verbands Frauenhilfe» (50000), der wiederum dem «Evangelischen Frauenbund der Schweiz» als Dachorganisation angehört. Zum 100. Geburtstag des EFZ drängen sich Rück- und Ausblicke gerade auf.
Der Startschuss zu diversen Festivitäten und Aktivitäten wird mit einem festlichen Gottesdienst im Fraumünster am 11. November gegeben. Da will man vor allem «mit Bewunderung und Achtung» der 16 Frauen gedenken, die vor 100 Jahren an diesem Tag «den Verein zur Hebung der Sittlichkeit» ins Leben riefen.
Wie die Chronik der Jubiläumsschrift berichtet, zählte man damals in Zürich allein «24 offizielle Bordelle, viele nicht registrierte Stätten der Unzucht, eine zunehmende Gassen- und Winkelprostitution».
Die mutigen Pionierinnen haben 11000 Unterschriften gesammelt und den Antrag gestellt, dass die Bordelle abgeschafft werden. In der Tat wurden sie zehn Jahre später durch eine Volksabstimmung aufgehoben. 1897 folgte die Gründung eines Asyls für Frauen, die aussteigen wollten oder schwanger waren. In einer Atmosphäre der Geborgenheit durften sie christliche Nächstenliebe erfahren und den Weg in ein geordnetes Leben finden.

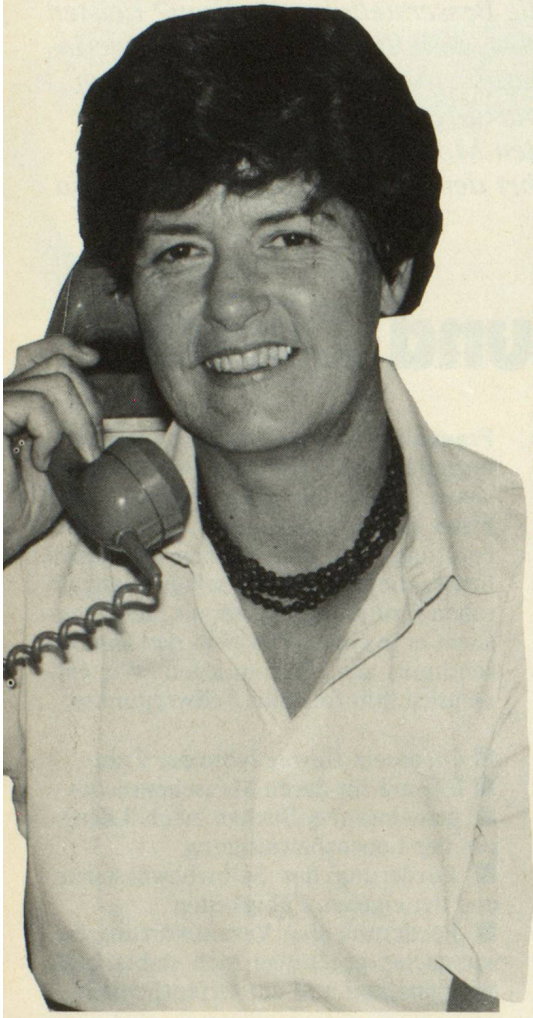
Wenn man den Bogen zur Gegenwart spannt, so hat sich der Auftrag des Evangelischen Frauenbundes deutlich verändert. Waren es damals gestrandete Mädchen, die dem Grossstadtleben erlagen, so sind es heute Frauen aus verschiedenen Kreisen, die an die Tür des Büros klopfen – das übrigens mitten im Langstrasse-Vergnügungsviertel domiziliert ist –, um in ihrer gegenwärtigen ausweglosen Lebenssituation Klärung und Hilfe zu erhalten.

Zu ähnlichen Institutionen, wie z.B. dem FIZ (Fraueninformationszentrum), das sich vor allem um bedrängte Frauen aus Drittweltländern kümmert, unterhält der EFZ gute Beziehungen, leistet finanzielle Unterstützung und bietet ihnen Infrastruktur, wie Rechtsberatung, an. Die eigenen Aufgaben heute, die er sich aus seiner evangelischen Grundhaltung heraus stellt, versucht er in einem Prospekt den Interessentinnen ans Herz zu legen. Wir entnehmen ihm folgende Schwerpunkte:

- Offensein für die Nöte der Frau
- Einsatz für deren Menschenrechte
- gemeinsames Suchen nach Lösungen der Lebensbewältigung
- Förderung des Selbstbewusstseins und der eigenen Fähigkeiten
- Förderung des Verantwortungsbewusstseins gegenüber sich selbst, den Mitmenschen und der Öffentlichkeit.

Hilfe zur Selbsthilfe wird in verschiedenen Arbeitszweigen angeboten – angefangen bei der Beratungsstelle für Berufs- und Lebensfragen, der unentgeltlichen Rechtsberatung über Bildungsangebote an Tagungen und Kursen bis zu Gruppengesprächen für Witwen.

Aber auch im Bereich der Erziehung und Ausbildung sind die Nachfolgerinnen jener Frauen der ersten Stunde nicht untätig. Auf der Liegenschaft «Zum Pilgerbrunnen» – heute mitten, anno 1889 am Rande der Stadt beliebter Rastort für die Pilger auf dem Weg nach Einsiedeln – unterhält der EFZ ein Kinderheim, eine Kinderkrippe sowie eine Schule für Kinder- und Wochenpflege. Obwohl das Heim und die Krippe zu 90% von der Stadt, die Schule vom Kanton subventioniert werden, bleibt noch ein rechter Happen zu bestreiten. Mit 10 Fr. Jahresbeitrag könnte man keine weiten Sprünge machen, wenn man nicht mit der Unterstützung der Kirche rechnen könnte. Stellvertretend für all die Frauen, die einen so vielseitigen «Dienstleistungsbetrieb» in Gang halten, unterhielten wir uns mit der Präsidentin, einer Juristin und einer Sozialarbeiterin.



Elsbeth Walser-Pestalozzi (51), Hausfrau und Präsidentin des EFZ

«Evangelisch ist für mich eine innere Werthaltung, die mich durch das Vorbild Jesu, seines Lebens und Wirkens, offen und hellhörig macht, dem Nächsten vorbehaltlos zu begegnen und ihn in seiner Einmaligkeit ernst zu nehmen. Mit ihm will ich mich auf den Weg begeben, für das Leben und für eine menschlichere Zukunft einstehen», erzählt Elsbeth Walser, Präsidentin des EFZ.

Im Jubiläumsbericht «Unterwegs mit Frauen» vergleicht die fünffache Mutter die Gründerjahre mit heute und kommt der Frage zuvor, ob sich ihr Verein nicht auf überholten Lorbeeren ausruhe: «War es damals die beginnende Industrialisierung mit ihren negativen Auswirkungen, so stehen wir heute den unbegrenzten technischen Möglichkeiten gegenüber, welche menschliches Leben bedrohen, vertraute Wertvorstellungen über Bord werfen, Emanzipation mit Egoismus verwechseln lassen und damit viel Verunsicherung, Hilflosigkeit und Härte auslösen.»

Der EFZ will sich nach den Worten seiner Präsidentin einsetzen «für die Menschenrechte der Frauen und für das gemeinsame Suchen nach Lösungen für die Lebensbewältigung. Er will das Selbstbewusstsein und die eigenen Fähigkeiten der Frau fördern, das Verantwortungsbewusstsein sich selbst und der Öffentlichkeit gegenüber wekken und durch Schaffung von Orten der Gemeinschaft Solidarität erlebbar machen.»

Die in einer Arzt-Familie aufgewachsene Elsbeth Walser hat Verantwortung und ehrenamtliches Engagement vorgelebt bekommen. «Meine Mutter hat nicht nur 6 Kinder grossgezogen und in der Praxis meines Vaters nach dem Rechten geschaut, sondern auch viel ehrenamtliche Arbeit geleistet.» Die Tochter ist in die Fussstapfen ihrer Mutter getreten, und als Frau eines Pfarrers hatte und hat sie oft Gelegenheit, diese Seite ihrer Wesensart voll auszuleben.

In Erlenbach, wohin sie vor sieben Jahren nach Aufenthalten in Kilchberg und Graubünden gezogen sind, setzt sie sich in der Betriebskommission des Kirchgemeindehauses ein sowie in einem ökumenischen Frauenkreis, der aus der Weltgebetstagsarbeit herausgewachsen ist.

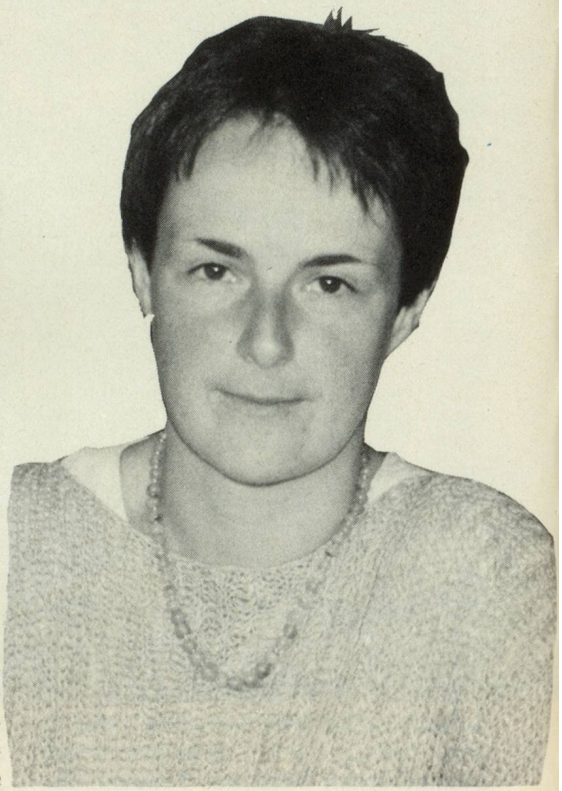
Für die Mitarbeit im Vorstand des EFZ wurde sie vor 7 Jahren angefragt, nachdem sie schon längere Zeit Mitglied desselben war. Im letzten März wählte sie die Mitgliederversammlung zur Präsidentin.

In einem so traditionellen und erst noch konfessionellen Verein sind sicher die älteren Semester übervertreten. Hat man den Anschluss an die Bedürfnisse der Neuzeit verpasst? «Keineswegs. Wenn wir in der Geschichte des EFZ blättern, so staunen wir, wie offen diese Institution zu jeder Zeit war. Immer wieder hat sie es gewagt, Altvertrautes weiterzugeben oder loszulassen, um neue Kräfte für aktuelle Aufgaben freizubekommen. Das ist auch heute so», holt die Hobbygeigerin aus. «Wir haben allerdings die Rekrutierung neuer und jüngerer Mitglieder etwas vernachlässigt, indem wir den einzelnen Kirchgemeinden wenig Einblick in die vielfältigen Aktivitäten gewährten.» Für dieses Postulat hat der neunköpfige Vorstand – ein reines Frauengremium natürlich – bereits einiges in petto. «Basisarbeit auf breiter Basis», «Besserstellung der Frau», «für Frauen, aber nicht gegen die Männer»: Das sind einige der Leitsprüche, die in das zweite Jahrhundert seit Bestehen des EFZ überleiten sollen.

Christa Felderer (33), Juristin (Vorstandsmitglied)

«Wir sind eine Frauenorganisation, daher kann ich in der Rechtsberatung eine Frauenoptik vertreten, wenn sie mit unseren Zielen übereinstimmt», erzählt die Juristin Christa Felderer, Mutter von zwei kleinen Kindern. Was heisst das konkret? Wenn eine Ratsuchende den Weg zu der Rechtsberatungsstelle – «nach telephonischer Voranmeldung immer dienstags» – des Evangelischen Frauenbunds nimmt, stösst sie hier mit ihren Problemen auf offene Ohren.

«Wir beraten hauptsächlich die Frau und nehmen ihren Standpunkt ein», erklärt die Rechtsanwältin und ehemalige Gerichtssekretärin. «Wir versuchen dennoch realistisch zu bleiben, so dass, wenn die Leute vor Gericht gehen, eintritt, was sie erwarten. Wir können sie dort nicht vertreten.»



Die Rechtsberatungsstelle an der Brauerstrasse 60 in Zürich ist zunächst eine Anlaufstelle: Bevor die Leute einen rechtlichen Schritt unternehmen, wollen sie sich informieren. Die einen haben Verständigungsschwierigkeiten mit einem Amt oder mit ihrem eigenen Anwalt. Die anderen wollen etwas mehr hören, was nicht direkt mit ihrem Rechtsfall zu tun hat. Felderer: «Wenn ich glaube, dass mehr dahintersteckt, kann ich den Hilfesuchenden anbieten, zur Sozialarbeiterin zu kommen, oder ich ziehe sie gleich selbst bei.»

Bei Fragen um Ehe/Scheidung, Ehe/Trennung wird versucht, mit der Frau die Situation ganzheitlich anzusehen:

Was braucht sie tatsächlich? Stellt sie Forderungen, weil sie persönlich verletzt wurde? Worauf hat sie Anspruch? «Unser Ziel – getreu unseren Grundsätzen – kann nicht sein, dass die Frau möglichst viele Alimente bekommt, sondern dass die ganze Scheidungssituation für sie stimmt.»
Bei den 191 Ratsuchenden, die 1986 Auskunft holten, schwangen Fragen um Eherecht (Wirkungen, Scheidung, Eheschutz) obenaus. Viele informierten sich über das neue Eherecht und ihre neuen Rechte und Pflichten oder wie man angestammten Güterstand beibehalten kann.
«Vor allem ältere Menschen suchten uns mit erbrechtlichen Anliegen auf», resümiert die auch als Vorstandsmitglied der Vereinigung verpflichtete Akademikerin. Nicht alters- und geschlechtspezifisch waren dagegen die Fragen rund um Lärmemissionen, Betreibungen, arbeitsrechtliche Streitigkeiten oder um Mietprobleme wie z. B. «was mache ich, wenn der Vermieter nach Auflösung des Mietsverhältnisses nicht das Depot herausrücken will?»
Wie erlebt die Juristin und Mutter persönlich ihre Tätigkeit? «Ich bin glücklich, dass ich eine Teilzeitstelle habe, die verantwortungsvoll und abwechslungsreich ist.»
So verliert sie den Kontakt zum Beruf nicht, engagiert sich für Frauenanliegen und kann ihren Kindern trotzdem – «oder gerade deshalb» – eine gute Mutter sein.

Susanne Dedi (42), Sozialarbeiterin

«Ich will für mich selbst Verantwortung übernehmen, und mein Partner soll das Gleiche für sich tun können»: Die Sozialarbeiterin Susanne Dedi lebt privat und handelt beruflich nach diesem Grundsatz. Ihr Lebenspartner akzeptiert es, und auch die Frauen, die in einer Notlage bei ihr ihr Herz ausschütten, lernen nach dem Eigenverantwortungsprinzip mit ihren Schwierigkeiten umzugehen.
Die Absolventin der Schule für Soziale Arbeit in Zürich arbeitet seit vielen Jahren mit Frauen – zuletzt im Haus für geschlagene Frauen in Bern. «Von der akuten Krisenberatung hatte ich allmählich genug», sagt sie. «Mir schwebte eine Stelle vor, bei der ich Frauen in ihrer Meinungsfindung begleiten und sie in ihren selbstständigen Entscheidungen unterstützen könnte.»
Als sie letztes Jahr das Inserat des Evangelischen Frauenbundes in der Zeitung las, fühlte sie sich sofort angesprochen. «Es war genau das, was meinen Vorstellungen entsprach: Eine Arbeit, die sinnvoll ist und die mir erlaubt, daneben noch freiberuflich tätig zu sein.»
In ihren Zuständigkeitsbereich fallen die Öffentlichkeitsarbeit und die Beratung von Frauen bei Scheidung, Beziehungsproblemen usw. Zwei Drittel aller Fragen betrafen letztes Jahr diesen Fragenkomplex. Weitere Fragen wurden zu Schwierigkeiten am Arbeitsplatz und mit den Finanzen, Mutterschaften, unbefriedigenden Wohnsituationen, Glaubensfragen oder zum Konkubinat gestellt. Dedi: «Oft rufen Frauen an und bitten um einen Termin mit der Juristin, weil der Mann gesagt hat, er will sich scheiden lassen und sie aus allen Wolken gefallen sind. Bevor ihre Fragen noch nicht sehr konkret sind, lade ich sie zu einer Beratung mit meiner Kollegin oder mit mir ein.»
Was heisst es auf evangelischer Grundlage, die Interessen der Frau beispielsweise bei einer Scheidung wahrnehmen? «Die evangelische Grundhaltung macht uns freier und offener zur vorbehaltlosen Begegnung mit den Mitmenschen. Das kann bedeuten, dass wir in diesem Fall die Chance haben, den Frauen auch zu sagen, dass es nicht nur auf der materiellen Ebene sich zu scheiden gilt. Wenn sie gefühlsmässig zu kurz gekommen sind, können sie es nicht materiell abgelten. Sie müssen sich auch auf einer anderen Ebene mit ihrem Mann auseinandersetzen.»
Was Susanne Dedi noch als ihre Aufgabe langfristig ansieht, ist das Ansprechen und Gewinnen jüngerer Frauen durch vermehrte Öffentlichkeitsarbeit: «Die Frauen müssen uns kennen, damit sie unsere Arbeit schätzen lernen und uns unterstützen können.»
Die mediengewandte Sozialarbeiterin wurde auch mit einer kurzfristigen Aufgabe betraut: Mit den Vorbereitungen und der Koordination der Aktivitäten und Veranstaltungen im Jubiläumsjahr – angefangen bei der Zusammenstellung der Jubiläumsschrift bis zur Jubiläumsjahresversammlung am 11. März 1988 mit Bankett und Rahmenprogramm. Dedi: «Wir möchten das Jubiläum zum Anlass nehmen, nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts zu schauen, um herauszufinden, welche Aufgaben wir zur Unterstützung der Frauen in Zukunft übernehmen müssen.» *Katja Fink*

Jubiläumsgottesdienst

Mittwoch, 11. November 1987, 17.15 Uhr, im Fraumünster Zürich. Anschliessend gemütliches Beisammensein in der Helferei.
Die Kollekte des Gottesdienstes ist bestimmt für das FIZ, Dritte-Welt-Frauen-Informationszentrum Zürich.

- Tagung für verwitwete Frauen, Sonntag, 22. November 1987 im Sonnegg, Zürich-Höngg, zum Thema «Alleine älter werden».
- Jubiläums-Jahresversammlung im Kirchgemeindehaus Neumünster, Zürich, 11. März 1988
- Der Jubiläumsbericht erscheint im November 1987 und wird an Interessierte gratis abgegeben.

Nähere Angaben und weitere Informationen beim
Evangelischen Frauenbund Zürich,
Brauerstr. 60, 8026 Zürich,
Tel. (01)242 11 11

Ledige Frauen sind trotz verbesserter Stellung der Frau in der Schweiz auch heute noch offensichtlichen und versteckten Diskriminierungen ausgesetzt. Es müssen Wege gefunden werden, die Benachteiligungen der weit über eine Viertelmillion zählenden Volksminderheit der ledigen Frauen abzubauen.

Auch wir sind Frauen

Die im Jahre 1975 gegründete Arbeitsgemeinschaft unverheirateter Frauen, AUF, setzt sich zum Ziel, die rechtliche und soziale Stellung der zeitlebens ledigen Frau zu heben. Sie zählt gegenwärtig ca. 1600 Mitglieder, vorwiegend in der deutschen Schweiz.

Vertreten sind alle Berufsgattungen wie auch sämtliche Altersstufen, wobei die über 40jährigen Frauen überwiegen. Ein vierteljährlich erscheinendes Bulletin orientiert die Mitglieder sowie weitere 700 Adressaten über aktuelle politische Probleme. Der Kontakt wird ausserdem gefördert durch die jährliche Generalversammlung mit kompetenten Fachleuten als Referenten sowie Tagungen und Wochenend-Veranstaltungen. Dabei wird der persönlichen Begegnung und der Geselligkeit grosse Bedeutung eingeräumt. Es ist für ledige Frauen jedesmal ein beglückendes Erlebnis, einmal unter ihresgleichen mit ihren Problemen, Sorgen und Nöten angehört und ernst genommen zu werden. Nur zu oft machen sie die Erfahrung, von ihren lieben Mitmenschen als quantité négligeable betrachtet zu werden, als Menschen zweiter Güte, für die ein Minimum an Lebensqualität ausreicht. Mehr brauchen sie ja nicht. Diese Haltung den unverheirateten Frauen gegenüber hat dazu geführt, dass die ledigen Frauen als Gesamtkategorie die finanziell Schwächsten in unserem Lande sind, was sich besonders im Alter als schwerwiegende Benachteiligung erweist.

Das Fräulein – eigentlich keine richtige Frau

Wo setzt nun die AUF den Hebel an, um die Stellung der ledigen Frau zu verbessern?

In erster Linie gilt es, der Öffentlichkeit, Politikerinnen und Politikern, Frauenorganisationen, parteipolitischen und kirchlichen Gremien und nicht zuletzt den Betroffenen selbst die tatsächliche Lebenssituation der ledigen Frau in Recht und Gesellschaft bewusst zu machen. Dies geschieht durch Publikationen (Bulletin, Zeitungsartikel), durch Eingaben, Vernehmlassungen und persönliche Gespräche. Leider konnte bis heute die AUF in wichtigen

Anny Hamburger, Präsidentin der AUF

Gremien keinen Einsitz nehmen, z. B. in der AHV-Kommission oder in der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen. Es fehlt ihr somit die direkte Mitsprachemöglichkeit. Sie ist darauf angewiesen, ihre Anliegen von andern dafür motivierten Frauen vertreten zu lassen. Eines dürfen wir immerhin mit Genugtuung feststellen: die Existenz der ledigen Frau wird heute zur Kenntnis genommen. Sie kann nicht mehr ohne weiteres übergangen werden.

Die ledige Frau hat an sich schon einen schweren Stand. Bereits die Anrede «Fräulein» – wir von der AUF lehnen sie ab – bedeutet doch, sie sei eigentlich keine «richtige Frau». Somit kann man über sie frei verfügen, indem man sie bedenkenlos bald dem männlichen, bald dem weiblichen Geschlecht zuordnet. Beispiel: in der AHV ist die ledige Frau als einzige Frau dem Mann in der Beitragspflicht gleichgestellt, ohne jedoch dessen Ansprüche zu besitzen. Anders in der Krankenversicherung: dort hat sie solidarisch mit ihrem Geschlecht die höhern Frauenbeiträge zu entrichten.

Unsere lieben Mitmenschen haben sich daran gewöhnt, uns Ledigen, sowohl Frauen als auch Männern, immer höhere Solidaritätsleistungen aufzubürden. Widerstand war keiner zu erwarten, da er zum vornherein als Egoismus abgestempelt und damit im Keim erstickt wurde. Eine ernst zu nehmende Opposition können wir allein kaum bilden, da wir eine stets gleich bleibende Minderheit bilden, der die demokratischen Rechte wenig nützen. Unsere Hoffnung setzen wir deshalb auf vermehrtes rechtsstaatliches Denken.

Denn seit der Verankerung des Zusatzes «Mann und Frau sind gleichberechtigt» als Absatz 2 von Art. 4 BV spitzt sich die Lage noch zu. Für bereits Privilegierte werden noch weiter gehende Vergünstigungen verlangt, wobei man im Begriffe ist, die Ledigen total zu übergehen. Nur wenige Politikerinnen und Politiker haben erkannt, dass die Gleichstellung z. B. von Ehemann und Ehefrau, von Witwer und Witwe, die Zivilstandsunterschiede noch krasser hervortreten lässt. Das Ergebnis solcher Feststellungen besteht meistens in der vagen Zusicherung, man komme in einem spätern Zeitpunkt darauf zurück. Aber auf diesen St.-Nimmerleins-Tag lassen sich die in der AUF zusammengeschlossenen ledigen Frauen nicht mehr vertrösten.

Konkrete Forderungen sind notwendig

Auch ledige Frauen sind Frauen und erheben den Anspruch, als Frauen mit den Frauen der anderen Zivilstände und nicht mit dem Manne verglichen zu werden.

Die Geschlechtszugehörigkeit bestimmt das Leben einer Frau in stärkerem Masse als ihre Zivilstandszugehörigkeit. Erst allmählich werden Lehrpläne vereinheitlicht und gleiche berufliche Ausbildungschancen gefördert. Bis sich dies lebenslänglich und finanziell auswirkt, dürfte noch einige Zeit vergehen. Nicht zu vergleichen mit dem (ledigen) Mann sind jene Tausende von ledigen Frauen – in gewissen Berufen sind es bis zu 40% –, die neben einer vollen Erwerbstätigkeit alte Eltern oder invalide Geschwister betreuen. Diese Aufgaben beanspruchen ihre Kräfte oft weit über das zumutbare Mass, und dies über Jahre hinweg, ohne die geringste gesellschaftliche

Anerkennung oder wirtschaftliche Absicherung in den Sozialversicherungen. Ebenfalls nicht mit dem Manne zu vergleichen sind die zahlreichen ledigen Frauen, die in meist aus der Ehrenamtlichkeit hervorgegangenen Berufen, Institutionen und Werken «um Gottes Lohn» ein Leben lang gedient haben.

Im Alter müssen sie sich mit Renten begnügen, zuwenig zum Leben, zuviel zum Sterben. Weshalb sieht unser Volk, in dessen Interesse all diese Arbeit uneigennützig geleistet wurde, nicht ein, dass hier Verbesserungen dringend geboten sind und nicht stets weiter hinausgeschoben werden dürfen?

Unsere berechtigten Forderungen werden oft dahin interpretiert, wir liessen es an Solidarität andern Frauen gegenüber mangeln. Wer so denkt, verwechselt Ursache und Wirkung. Weil die Frauen je nach Zivilstand so unterschiedlich behandelt werden, ist die Vertretung der Interessen der Minderheit so nötig, soll der Graben, der die Frauen trennt, nicht noch tiefer werden.

Eine andere zentrale Forderung betrifft das bundesrätliche Rechtsetzungsprogramm «Gleiche Rechte für Mann und Frau». In diesem Programm werden einerseits Ungleichheiten aufgelistet, die tatsächlich auf dem Geschlecht beruhen, d.h. sämtliche Frauen und Männer gleichermassen betreffen. Beispiel: Militärdienstpflicht. Anderseits werden in den Kapiteln Ortszulagen und Sozialversicherungen Ungleichheiten aufgezeigt, die nicht auf dem Geschlecht, sondern auf dem Zivilstand beruhen. In diesen Kapiteln wird eine willkürliche Auswahl der Ungleichheiten getroffen, welche ins System «Gleiche Rechte für Mann und Frau» passt. Andere zivilstandsbedingte Ungleichheiten werden übergangen, obschon ihre Auswirkungen ebenso beträchtlich sind. Die AUF fordert daher unter Berufung auf das übergeordnete Gleichheitsgebot Art. 4 BV Absatz 1

■ *es sei das Rechtsetzungsprogramm zu beschränken auf die geschlechtsbedingten Ungleichheiten*

■ *oder es seien, falls auch zivilstandsbedingte Ungleichheiten angegangen werden, diese lückenlos zu erfassen und ins Programm aufzunehmen.*

Geschieht dies nicht, so werden durch die Beseitigung einer Ungleichheit unweigerlich neue Ungleichheiten geschaffen. Dies ist in letzter Zeit des öftern gegenüber Alleinstehenden, auch verwitweten und geschiedenen, vorgekommen. Damit wird weder mehr noch besseres Recht geschaffen. Es werden lediglich Ungleichheiten vom Geschlecht auf den Zivilstand verlagert. Obschon dieser Missstand im Parlament aufgedeckt wurde, ging das Plenum nicht darauf ein. Welche Politikerin, welcher Politiker macht sich nun diese Sachlage zu seinem Anliegen, um sie mit der nötigen Hartnäkkigkeit zu verfolgen? Ein Wahlschlager dürfte dies allerdings nicht sein ...

Was bietet die AUF?

Sie bietet ledigen Frauen Rückhalt. Durch wertvolle Information in ihrem vierteljährlich erscheinenden Bulletin befähigt sie zur besseren Wahrung der Rechte. An Veranstaltungen und Tagungen können Kontakte geknüpft werden. Mit ihrer Öffentlichkeitsarbeit leistet sie einen Beitrag zur Anerkennung der Ledigen als gleichwertige und gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft.

Adressen

Sekretariat: AUF, Postfach, 4800 Zofingen
Präsidentin: Anny Hamburger, Haselweg 31, 4800 Zofingen
Tel. (062) 51 50 23 bis 21.30 Uhr
Weitere Vorstandsmitglieder:
Zürich: Johanna Eggenschwyler, Rümlangstrasse 55b, 8052 Zürich
Tel. (01) 302 26 90
Basel: Elsbeth Ewald, Oristalstrasse 42, 4410 Liestal
Tel. (061) 91 00 88 Büro
Tel. (061) 91 47 16 privat
Ostschweiz:
Susanna Hofmann, Seeweg 77, 8597 Landschlacht
Innerschweiz: Judith Egli, Feldblick, 6162 Entlebuch

Die ledige Frau in den Sozialversicherungen

Auf die spezifische Problematik der 10. AHV-Revision wie auf weitere Sozialversicherungsfragen hier einzutreten würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. Die bundesrätlichen Vorschläge bedeuteten für die AUF eine schwere Enttäuschung. Nicht nur vermissen wir die ursprüngliche Zielsetzung der Revision, nämlich den Abbau der zivilstandsbedingten Unterschiede zwischen den Frauen. Wir stossen uns an der totalen Ausklammerung der am meisten benachteiligten Versicherten mit den geringsten Renten, für welche Verbesserungen am notwendigsten wären. Es sind dies die ledigen Frauen und Männer, die heute immerhin einen Anteil von 120000 Rentnern stellen. Angestrebt werden Verbesserungen für Ehepaare, Verwitwete und Geschiedene. Die dadurch entstehenden Kosten hätten die ledigen Frauen mit einer Verlängerung ihrer Berufstätigkeit, um ein Jahr, gekoppelt mit derselben Verlängerung der Beitragspflicht, zu bezahlen. Für sie selbst wird auch nicht die geringste Verbesserung beantragt.

Solange jedoch zahlreiche andere Ungleichheiten im AHV-System beibehalten werden, sind wir nicht bereit, die einzige Differenz zu unsern Gunsten, nämlich das frühere Rentenalter, preiszugeben. Dies um so weniger, als die grosse Mehrheit der Versicherten infolge der ungerechten Rentenberechnungsgrundlage von den niedrigen Frauenlöhnen profitiert, während diese den ledigen Frauen als einziger Gesamtgruppe zum Verhängnis werden. Dieser Missstand, der nie hätte geschaffen werden dürfen, besteht seit Beginn der AHV im Jahre 1948.

Die AUF macht sich zur Aufgabe, solche mit Art. 4 BV Absatz 1 nicht zu vereinbarende Ungereimtheiten aufzudecken. Sie sind zahlreich, wenig bekannt, oft geradezu verdrängt. Sie belasten jedoch das soziale Klima und gehören abgeschafft. Haben wir dieses Ziel auf allen Lebensgebieten erreicht, lösen wir unsern Verein auf. Wann wird das wohl sein?

Anny Hamburger

Freies katholisches Lehrerseminar St. Michael, Zug

Anmeldungen für den Eintritt Frühling 1988

Leitideen unserer Schule:
- Berufsschule, 5 Jahre
- Kleine Schule, Flexibilität
- Ganzheitliche Bildung
- Persönliche, religiöse Erziehung
- Schülermitverantwortung
- Reformprojekte

Voraussetzungen für den Eintritt:
- Sekundar- oder Bezirksschule
- Berufsberatung
- Lern- und Arbeitsfreude
- Aufnahmeprüfung 16.–19. Dezember 1987

Anmeldung bis 16. November 1987 / Verlangen Sie Prospekte! / Telefon (042) 21 39 52

Obwohl heute ein Schwangerschaftsabbruch bei sachgemässer Durchführung kein Risiko mehr ist, sind illegale Abtreibungen und das Praktizieren lebensgefährlicher, mittelalterlicher Techniken keine Seltenheit, da unser Recht den Frauen in dieser Frage die freie Entscheidung versagt und sie als Unmündige behandelt.

Unerwünschte Schwangerschaft Thema Nr. 1 bei Help

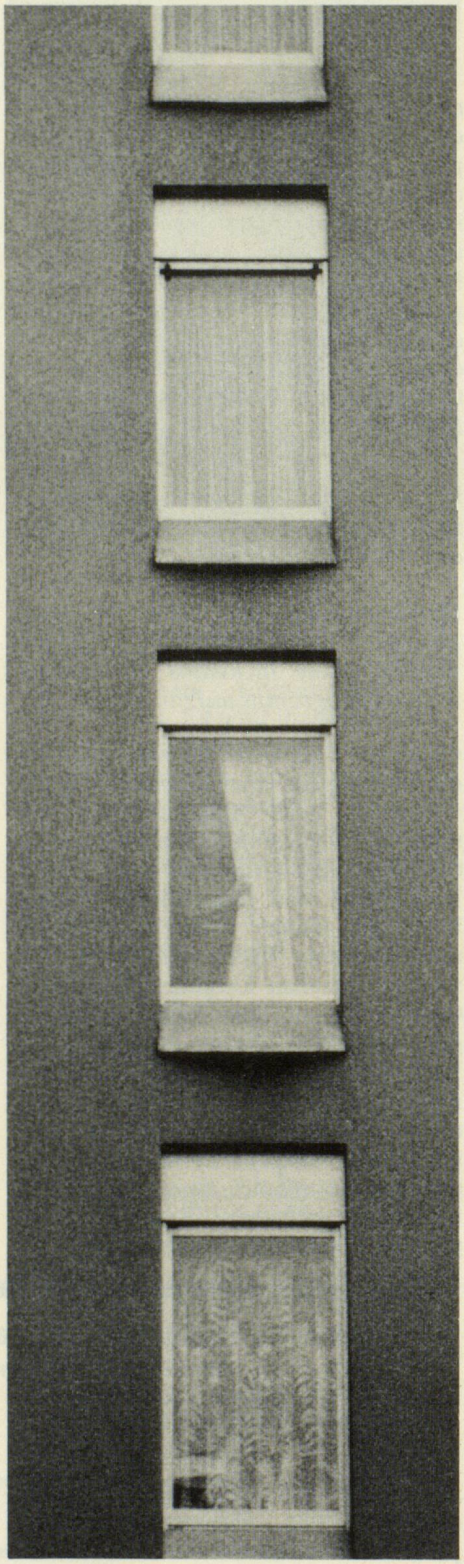
Auch im Zeitalter der Aufklärung und trotz Pille kommt es immer wieder zu unerwünschten Schwangerschaften. Nach der 1977 abgelehnten Fristenlösungsinitiative und dem 1978 verworfenen Gegenvorschlag des Bundesrates, der sozialen Indikationenlösung, ist das Problem des Schwangerschaftsabbruchs jedoch nach wie vor ungelöst.

Gesetzliche Erschwernisse, unterschiedliche kantonale Praxis in bezug auf den Schwangerschaftsabbruch und ein vielfach noch ungenügendes Angebot an Familienplanungs- und andern Beratungsstellen, an die sich Frauen bei ungewollter Schwangerschaft und in Fragen der Empfängisverhütung wenden können, sowie noch oft umständliche, psychisch belastende Verfahren bei SA-Gutachten führen zu Verdrängungsmechanismen mit all den negativen Konsequenzen.
Sie fördern den Abtreibungstourismus: Frauen gehen von konservativen in liberalere Kantone oder ins Ausland für einen Schwangerschaftsabbruch, oder sie riskieren eine illegale Abtreibung.

Die Schweizerische Vereinigung für Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs (SVSS) entschloss sich deshalb angesichts dieser unbefriedigenden Situation, praktisch tätig zu werden – und 1979 eröffnete die Sektion Bern das «Schwangerschaftsberatungstelephon Help Bern».
1983 wurde für die Region Ostschweiz das «Help Ostschweiz» errichtet, und in der welschen Schweiz unterhält die Schwesterorganisation der SVSS das «Droit de choisir», Lausanne.

Vor allem Frauen – aber auch Männer

Ziel von Help ist die Beratung und die Vermittlung von Ärzteadressen und Adressen von Beratungsstellen bei Fragen der Empfängnisverhütung. Im Falle von Unsicherheit, ob eine Schwangerschaft ausgetragen werden soll, kann oder nicht, sowie in bezug auf das Vorgehen, um auf legalem Weg zu einem SA zu kommen.
Die Mitarbeiterinnen, Hausfrauen und Berufstätige, darunter Ärztinnen, Psychologinnen, Sozialarbeiterinnen und Krankenschwestern, arbeiten ehrenamtlich. Die Beratung ist unentgeltlich und die Anonymität gewährleistet.
Finanziell wird Help von rund 3000 Mitgliedern und Sympathisanten, Frauen und Männern, getragen.



Wichtig: Anonymität ist garantiert.

Ausser der Zusammenarbeit mit Ärzten und andern Fachleuten unterhält Help Kontakte und arbeitet mit Sozialdiensten und Beratungsstellen, etwa Frauengesundheitszentren, Familienplanungsstellen, Dargebotene Hand, zusammen.

Die Mehrzahl der Anrufenden (Help Bern verzeichnet seit seinem Bestehen bis heute zwischen 5000 und 6000 Anrufende) sind mit etwa 80 Prozent Frauen. 20 Prozent oder rund ein Fünftel sind Männer, rund die Hälfte wiederum Unverheiratete, sowie 15 Prozent Drittpersonen: Mütter, Sozialarbeiterinnen, Bekannte.

Von unter 16jährigen, bis 50jährige und ältere, sind alle Altersgruppen vertreten, wobei mit etwa 40 Prozent die 20- bis 30jährigen den Hauptanteil bilden, gefolgt von den 16- bis 20jährigen mit rund einem Viertel. Etwa ein Fünftel ist zwischen 30 und 40 Jahre alt und etwa 2 Prozent sind unter 16jährig.

Im Vordergrund unerwünschte Schwangerschaft

Im Vordergrund der Probleme steht die unerwünschte Schwangerschaft, das heisst, es geht um einen Schwangerschaftsabbruch.
Bei den unter 16jährigen betreffen die Anrufe häufiger Verhütungsfragen und selten einen SA, was, so Help, auf ein erstaunliches Verantwortungsbewusstsein der Jugendlichen schliessen lasse.
Weshalb eine Schwangerschaft untragbar ist oder scheint, hat die verschiedensten Gründe. So etwa zu fortgeschrittenes Alter oder umgekehrt zu

jugendliches Alter, insbesondere, wenn Mädchen oder Frauen noch mitten in einer Ausbildung stecken und keine finanzielle Unterstützung haben. Ferner Überforderung durch ein weiteres Kind, vor allem bei materiell knappen Verhältnissen, wenn der Mann Alkoholiker oder die Ehe zerrüttet und eine Partnerschaft nicht mehr tragfähig ist sowie unter Alkoholeinfluss eingegangene Intimbeziehung mit einem Gelegenheitsbekannten oder mit einem verheirateten Mann und gesundheitliche Probleme. Der Entschluss zum Abbruch einer Schwangerschaft werde von einer Frau nie leichten Herzens, sondern stets in grossem Verantwortungsbewusstsein gefasst. Ein Schwangerschaftsabbruch sei stets nur die letzte Lösung, versichert Help.

Von Mensch zu Mensch

Neben sachlicher Information ist das verständnisvolle, vorurteilsfreie Zuhören und das Gespräch von Mensch zu Mensch beziehungsweise die menschliche Anteilnahme denn auch ebenso wichtig. Dies allein sei schon für viele eine grosse Hilfe. Nie aber könne es darum gehen, Entscheide abzunehmen oder Ratsuchende in eine bestimmte Richtung zu drängen. Vielmehr gehe es darum, Panik und Schwellenängste abzubauen und den Anrufenden zu helfen, den einmal gefassten Entscheid – ob für einen Schwangerschaftsabbruch oder zum Austragen der Schwangerschaft – auch durchzuführen.

Nach den Erfahrungen von Help Ostschweiz weiss ein Grossteil der anrufenden Frauen, wie sie ihr Problem lösen wollen, jedoch nicht, wie sie vorgehen müssen.

Aus dem Dossier:

Fall 1: Frau S. ist Krankenschwester, 35jährig. Sie will ihren Freund nicht heiraten und findet sich zu alt, um allein ein Kind aufzuziehen. Es passierte in einer Pillenpause, die der Arzt mit der vagen Warnung angeordnet hat: sie müsse dann eben aufpassen.

Fall 2: Frau mit zwei grösseren Kindern und einem Neugeborenen will auf keinen Fall ein weiteres Mal schwanger werden. Aus medizinischen Gründen kann sie sich nicht unterbinden lassen, und ihr Mann ist grundsätzlich damit einverstanden, sich unterbinden zu lassen, geht aber nie zu einem Arzt. Sie vermutet deshalb, dass er versteckte Ängste hat vor der Unterbindung.

Fall 3: Eine Frau, geschieden, mit einem 8jährigen Sohn, ist schwanger von ihrem neuen Freund, der, als er von der Schwangerschaft erfuhr, erklärte, er sei verheiratet und denke nicht daran, sich scheiden zu lassen.

Hinweis:

Help Bern, Tel. (031) 21 01 41,
und Help Ostschweiz, Tel. (052) 25 77 00.
Sprechstunden Montag bis Freitag 14 bis 21 Uhr.

Als positiv bewertet Help, dass immer mehr Frauen bei den ersten Anzeichen und Vermutungen auf eine Schwangerschaft anrufen. So könne ohne Zeitdruck für oder gegen eine Schwangerschaft entschieden werden.

Dennoch gibt es immer wieder Frauen – auf gesamtschweizerischer Ebene rund 5 Prozent aller Schwangerschaftsabbrüche –, die erst nach der 12. Woche für einen Schwangerschaftsabbruch anrufen. Dies ergebe jedoch grosse Probleme, da nur wenige Ärzte bereit seien, in diesem Stadium noch einen eventuellen Eingriff vorzunehmen. Gleichzeitig seien diese Frauen indessen meist in einer verzweifelten Lage und hätten besonders schwerwiegende Gründe, eine Schwangerschaft abzubrechen.

Dabei könnte, wie eine Untersuchung ergab, etwa die Hälfte dieser Fälle vermieden werden, da sie zumindest teilweise auf Verzögerung, Versäumnis, Fehldiagnose, ein Nichteingehen auf das Problem des zuvor von der Frau konsultierten Arztes zurückgehen.

Mangelnde Information

Häufiger Grund für unerwünschte Schwangerschaften ist die mangelhafte Information – beziehen sich doch etwa ein Viertel der Anrufe auf Probleme der Empfängnisverhütung.

Das Wissen über die verschiedenen Verhütungsmittel, deren Vor- und Nachteile, ist somit – nach Erfahrung von Help – bei weitem nicht so gross wie allgemein angenommen wird. Gleichzeitig würden sich manche Ärzte zuwenig Zeit nehmen, um ihre Patientinnen aufzuklären und/oder Fragen von Frauen und Ehepaaren im Zusammenhang mit den Empfängnisverhütungsmethoden zuwenig ernst nehmen. Help setzt sich deshalb vor allem für eine bessere Information und Diskussion im Rahmen der Sexualerziehung an den Schulen ein, und die Mitarbeiterinnen stellen sich auch selbst dafür zur Verfügung.

Ein weiteres Spektrum von an Help herangetragene Probleme reicht von Rechtsfragen im Zusammenhang mit einer Schwangerschaft wie Kündigungsschutz, Lohnfortzahlung, Alimente, Vaterschaftsklagen, finanzielle Hilfe und nichtautoritative Betreuung bei Austragen einer Schwangerschaft, wozu sich immer mehr Frauen entschliessen würden, bis zu Gewalt gegen Frauen, Fragen in bezug auf Geschlechtskrankheiten und Anrufenden, die hoffen, von Help ein Adoptivkind vermittelt zu bekommen.

Keine Ideallösungen

Während von den Anrufenden besonders geschätzt wird, dass sie anonym bleiben können, hat dies aus der Sicht der Mitarbeiterinnen den Nachteil, dass so weniger gut auf die Anrufenden eingegangen werden könne, wie dies in einem direkten Gespräch möglich wäre.

Erfreulich viele Ratsuchende meldeten sich jedoch zurück, um über ihre Erfahrungen zu berichten, was die Tätigkeit erleichtere. Manche Anrufende wünschen auch ein direktes Gespräch.

Die beschränkten Hilfsmöglichkeiten, Fälle, bei denen nicht geholfen werden kann, abgesehen davon, dass es ohnehin meist keine Ideallösungen gibt, sowie Verunglimpfungen von Anrufern führen oft auch zu Frustrationen und Problemen bei den Mitarbeiterinnen.

Neben einzelnen Fällen werden diese an den regelmässigen Treffen diskutiert und für spezielle Fragen werden immer wieder Fachleute beigezogen.

So wenig wie es Ideallösungen gibt, so wenig gibt es und wird es wohl jemals eine ideale Empfängnisverhütungsmethode geben (ein Teil der unerwünschten Schwangerschaften geht auf ein Versagen des Verhütungsmittels zurück), und es wird immer wieder zu unerwünschten Schwangerschaften kommen. Das Problem sei deshalb erst gelöst, wenn der freie Entscheid der Frau respektiert werde.

Margrit Annen-Ruf

In Zürich allein gibt's an die 120 Galerien. Wer da noch etwas Neues wagen will, muss Mut und Ideen haben. Magdalena Latal, Besitzerin der Galerie Latal an der Merkurstrasse 44, besitzt beides im Übermass. Kein Wunder deshalb, wenn ihre Galerie in kürzester Zeit zu einem beliebten Treffpunkt des intellektuellen Zürichs geworden ist.

Magdalena Latal und ihre Kunstjausen

Im Kunsthandel bestehen prinzipiell zwei Möglichkeiten: die einen Galeristen versuchen allen etwas zu bieten und jagen deshalb den verschiedensten Trends nach, die anderen spezialisieren sich auf einige Künstler oder auf eine bestimmte Stilrichtung. Magdalena Latal wählte den zweiten Weg: Sie zeigt ausschliesslich Werke ihrer österreichischen Landsleute, die bisher in der Schweiz eher vernachlässigt wurden.

Dabei kommt ihr zugute, dass sie die Kunstszene ihrer Heimat seit Jahren genau verfolgt und überdies ausgezeichnete Kontakte zu Malern und Bildhauern pflegt. Auch Koryphäen wie Hundertwasser und Fuchs zählen zu ihrem Freundeskreis. Und genau mit diesen grossen Namen hat sie begonnen, wofür sie sich beinahe entschuldigt: «Natürlich möchte ich besonders gerne junge, noch weniger bekannte Talente fördern. Anderseits brauchte ich einen prominenten Einstieg.»

Der Einstieg ist ihr gelungen. Zur Ausstellung der Wiener Neo-Surrealisten drängten sich die Kunstfreunde in Scharen, lobten lauthals und – was noch wichtiger ist – kauften fleissig. Nur wenige der Werke, die Magdalena Latal in den Künstlerateliers persönlich ausgesucht hatte, blieben hängen, was für ihr Geschick spricht. «Ich stelle mir stets in Gedanken vor, wie die Bilder in meiner Galerie angeordnet sein werden», sagt sie. «Man muss schliesslich Rücksicht nehmen auf die Proportionen der Räume, auf den Lichteinfall, auf die Atmosphäre.»

Zudem versteht es die Österreicherin, ihre Ausstellungen durch allerlei Beiwerk charmant aufzupolieren. Von Hundertwasser beispielsweise verkauft sie auch jene wunderhübschen Seidentücher, die von der Stadt Wien als offizielles Geschenk verteilt werden. In anderen Fällen kombiniert sie Bilder mit Skulpturen, Schmuck oder Kunstgewerbe.

In einer neuen Ausstellung präsentierte sie Zeppel-Sperl, einen 43jährigen Künstler aus der Steiermark, dessen skurile Werke – laut Fachpresse – im Kommen sind. Ganz einfach war es allerdings nicht, an den zurückgezogen lebenden, introvertierten Maler heranzugelangen. Er gibt seine Bilder nämlich nur Galeristen, die ihm sympathisch sind. Magdalena Latal jedoch gehört zum Typ Frau, der (fast) allen Leuten gefällt. Obwohl Jahrzehnte nach dem Untergang der Donaumonarchie geboren, haftet ihr doch noch etwas von der weltläufigen Grazie des k.k. Wien an. Dies aber mag an der pikanten Mischung liegen, gibt's in ihrer Familie neben ungarischem Adel doch auch noch eine chinesische Mandarin-Tochter.

Echt österreichisch sodann die Kunst-Jausen in der Galerie. «Vernissagen veranstalten alle», meint Magdalena. «Ich wollte deshalb etwas Besonderes bieten, und so lade ich nun zu Jausen ein, wie sie in Österreich üblich sind. Serviert werden Sandwiches, Wein, Kaffee, Mohnkuchen und Strudel, und jedermann kann kommen und gehen wie er will. Ich achte bloss darauf, dass die Gäste miteinander bekannt werden.»

Die Mehlspeisen bäckt die Galeristin selber, was jeweils beinahe die ganze Nacht dauert. Doch ohne Grosseinsatz geht im harten Kunstgeschäft nun einmal nichts. Der Damenjob par excellence ist hinter den Kulissen harte Knochenarbeit. Bewundernswert, wenn's niemand merkt, so wie bei Magdalena Latal.

Charlotte Peter

Eine Frau aus kleinen Verhältnissen, aber grosser Gefühle fähig und inmitten eines wechselvollen Lebens, beschrieben von einer Dichterin, die in diesem exemplarischen Einzelschicksal das Schicksal einer ganzen Generation wiedererstehen lässt.

Mizzi – ein Mädel aus der Vorstadt

Gelacht hat sie viel in ihrem Leben. Sie war eine richtige Lachwurzen. Der Josef hat sich oft geärgert über sie; wenn sie einmal angefangen hat, konnte sie nicht mehr aufhören. Damals, wie er das Radio installiert hat, das erste, ihr Bruder, der Franz hat ihm geholfen, überall haben sie Drähte gespannt, sind auf der Leiter herumgeklettert, haben gehämmert, der Josef, der Ungeschickte, hat sich oft auf die Finger gehaut und geflucht, sie und die Rosa haben gekudert in der Küche, damals hat sich der Josef furchtbar geärgert und war sehr bös' auf sie.

Aber dann, wie sie die ersten Töne durch den Äther gehört haben, hat er gestrahlt. Auch die Kleine hat die Kopfhörer aufsetzen dürfen, hat andächtig gelauscht, was die Ravag sendet. Der Josef hat sie photographiert mit den Kopfhörern auf. Hat überhaupt viel photographiert. Meistens hat er die Tochter aufgenommen, die er so geliebt hat, dass neben ihr kaum jemand anderer existiert hat. Den alten Photoapparat hat er dann nach dem zweiten Krieg im Resselpark einem Russen verkauft, damit sie ein bisserl Mehl und Schmalz kaufen können zum Überleben.

Nachher hat er sich dann keinen mehr gekauft. Nicht einmal für seinen Enkel, den er ja auch sehr gern gehabt hat. Vielleicht war er schon zu müde, vielleicht war schon die Krankheit in ihm. Geigenspielen hat er auch nicht mehr wollen, obwohl die Tochter gerne mit ihm gespielt hätte.

Es war wohl auch das Seelische, was den Josef so lustlos gemacht hat. Die Politik hat ihn vor der Zeit fertig gemacht.

Und deshalb ist sie ihr auch so zuwider. Interessiert hat sie sich ja nie dafür. Aber später, wie der Josef damit angefangen hat, ist sie ihr direkt verhasst geworden, weil sie mit ihrem Hausverstand viel klarer gesehen hat als er. War halt ein Idealist, ihr Josef. Und die zahlen immer drauf.

Wie er eigentlich zur Politik gekommen ist? Sie weiss es bis heute nicht, war ja auch viel zu beschäftigt, dass alles seine Ordnung hat, dass sie was auf den Tisch bringt bei grösster Sparsamkeit, denn die Zeiten waren schlecht. Und dann die Schwiegermutter im Haus, die immer nur kritisieren will.

Das Kind wächst heran, ist gesund, gottlob, sie tut ihr möglichstes, sie badet ihr die anfangs krummen Beine in Kräutersud in der Sitzbadewanne, sie spült ihr die Haare mit Kamillentee und Essig, damit sie schön blond bleiben, sie weicht nicht von ihrem Bett, wenn sie Masern und Feuchtblattern hat. Und wie sie den Keuchhusten bekommt, fahren sie miteinander in die Wachau, denn in der feuchten Donauluft wird der Husten schneller gut, sagt man.

Die Stadtbahn, die bisher mit Dampf gefahren ist, wird elektrisch, die Schwägerin und ihr Mann, der bei der Strassenbahn ist, kriegen mit ihren drei Kindern eine Gemeindewohnung in Meidling, sehr schön, sogar mit Wasser innen und mit Balkon.

Der Franzi, ihr Bruder, ist jetzt auch bei der Strassenbahn und seither bei den Roten. Das gehört quasi zu seinem Beruf, sagt der Josef. Alle Gemeindeangestellten sind rot. Der Mizzi macht es nichts aus. Hauptsache, er versteht sich noch mit ihrem Mann. Ja, zum Glück, verstanden haben sie sich immer, der Franz und der Josef. Wenn ihre Wege auch politisch auseinandergegangen sind. Sie haben es beide wahrscheinlich nicht so ernst genommen mit der Gegnerschaft, haben sich gegenseitig oft gehänselt. Aber zusammengehalten haben sie bis zum Schluss.

Die Paula stirbt. Bald darauf wird der Ferencz die Käthe heiraten, die schlechte Person. Sie kriegt einen Buben, und das Kind von der Paula stirbt an Scharlach. Freud und Leid nebeneinander, wie's halt so ist.

Im Mai schickt der Josef die Mizzi aufs Land mit der Kleinen und der Mutter. Bis September. Da wird alles zusammengepackt, das Geschirr und das Bettzeug, denn es ist ja ein richtiger Haushalt auf dem Land. Nicht wie bei den reichen Leuten mit Köchin und Stubenmädel und Diener. Nein, ein Haushalt wie in Wien, nur ein bisserl mühsamer, weil es dort keine Bassena gibt, sondern nur einen Brunnen, von dem man Wasser holen muss, und das Klo ist nicht im Haus, sondern neben dem Misthaufen.

Aber es gibt ein paar Familien mit Kindern, es gibt gute Luft, die Männer kommen nur zum Wochenende, unter der Woche kann man es sich ein bisserl leichter machen mit dem Wirtschaften. Man muss nur aufpassen, dass sich die Kleine nicht weh tut an dem Felsen, auf dem sie alle herumklettern, und dass sie nicht ertrinkt im Teich. Wie der Franz einmal auf Besuch ist bei ihnen, macht er mit ihr die ersten Schwimmversuche.

Wenn die Männer kommen, bringen sie mit, was man am Land schwer bekommt. Aber einmal, sie kann sich noch genau erinnern, bringt der Josef Nachrichten mit, die ihr furchtbar angst machen: der Justizpalast hat gebrannt, erzählt er, wegen irgendeinem Prozess haben die Sozialdemokraten die Arbeit niedergelegt, sind in die Stadt marschiert und haben das Gebäude angezündet. Die, die zurückgekommen sind aus der Stadt, haben die Wachstube gleich neben ihrem Wohnhaus ausgeräumt und das Mobiliar angezündet auf der Hauptstrasse, zum Glück auf der Strasse und nicht drinnen, sonst wäre ihnen womöglich die Wohnung abgebrannt. Die Berittenen sind gekommen und die Polizei mit aufgepflanztem Bajonett, dann war Ruhe.

Später haben sie die Wachstube in der Rosensteingasse gestürmt – hoffentlich ist dem Rudi und seiner Familie nichts passiert, die wohnen doch in der Ro-

sensteingasse, denkt die Mizzi –, und quer über die Hauptstrasse haben sie Barrikaden gelegt. Das alles erzählt der Josef im Flüsterton, damit die Kleine, die gerade friedlich mit ihrer Puppe spielt, nichts hört und sich schreckt.
Wird sich noch über ganz andere Sachen schrecken, die Kleine, später ...
Ungern hat sie den Josef wegfahren lassen an dem Abend. Aber die anderen Männer haben auch weg müssen, und die Frauen sind allein zurückgeblieben in den Sommerwohnungen. Kaum waren sie weg, hat es ein furchtbares Gewitter gegeben, als ob die Welt unterginge. Die Grossmutter hat eine Kerze angezündet, und dann sind sie alle drum herumgesessen, die Frauen haben die Kinder auf dem Schoss gehabt, es hat gedonnert und geblitzt, die Männer unterwegs in dem klapprigen Autobus, schaurig war es und unheimlich, wegen dem Gewitter und auch wegen der Erzählung, wie es zugegangen ist in Wien.
Eine hat angefangen zu beten. Eine hat angefangen zu schluchzen. Kerze – Donner – Blitz – Beten – die Kinder haben sich gefürchtet und geweint.
Die Männer sind gut heimgekommen. Aber alles in allem hat das Beten doch nichts genützt.

Gebetet hat sie viel, die Mizzi. War ja auch fromm, schon von klein auf. Ist immer zur Beichte gegangen und zur Kommunion, mindestens einmal im Jahr, aber meistens öfter. Das Gewissenerforschen vor der Beichte war manchmal gar nicht leicht als Kind. Immer wieder ist sie die Zehn Gebote durchgegangen, bis sie dann endlich ein paar Sünden beisammengehabt hat. Der Mutter nicht gleich gefolgt, oft zornig gewesen, hie und da eine kleine Notlüge. Ein beruhigendes Gemurmel hinter dem dunklen Holzgitter, ein Vaterunser und zwei Gegrüssetseistdumaria als Busse.
Aber wie es dann wirklich etwas zu beichten gegeben hätte, eine schwere Sünde, vielleicht sogar eine Todsünde, da hat sie's nicht können.
Niemandem, und schon gar nicht einem Priester.
Am ehesten vielleicht noch dem Pater Bonifaz, der eine Zeitlang Katechet von der Kleinen war. Der ist manchmal sogar zu Besuch gekommen auf einen Plausch und war so menschlich, so verständnisvoll, zu dem hätt' sie Vertrauen haben können.
Zu der Beichte bei ihm ist es nie gekommen. Er ist plötzlich aus dem Bezirk verschwunden, niemand hat gewusst, warum. Ein paar Jahre später hat die Mizzi erfahren, der Pater Bonifaz ist aus der Kirche ausgeschlossen worden, wegen einer Frau, die er geliebt und dann sogar geheiratet hat. Seine ganze Existenz hat er aufs Spiel gesetzt aus Liebe.
Sie hätt' doch zu ihm beichten gehen sollen, denkt die Mizzi.
Sie lebt das Leben weiter, das sie sich auferlegt hat, ein braves, anständiges Leben, sorgt für den Mann, sorgt für die Schwiegermutter, sorgt für die Kleine, vor allem für die Kleine. Bald kommt sie in die Schule, man muss ihr was zum Anziehen kaufen, gut ist sie in der Schule, Englisch lässt man sie lernen und Klavierspielen, und zum Turnen geht die Mizzi mit ihr in den Turnverein und Eislaufen auf den Lehrersportplatz.

Aus: «Mizzi» – ein Mädel aus der Vorstadt, von Trude Marzik, Paul-Zsolnay-Verlag, Wien.

Es ist ja ein Glück, dass der Josef das alles leisten kann. Denn die Zeiten sind schlecht, sind so elendig schlecht. Die Arbeitslosen werden immer mehr.
Der Josef ist jetzt bei einer deutschen Firma untergekommen, Gott sei Dank. Aber von Monat zu Monat fragt sie ihn: Behalten sie dich?
Das waren Zeiten – wenn sie ihrem Enkel davon erzählen sollte, sie könnte es nicht. Er würde ihr auch nicht glauben. In der Schule lernen sie erst recht nichts davon, weil auch die Lehrer den Kindern diese Zeit nicht verständlich machen können.
Arbeitslose, viel Arbeitslose, von Jahr zu Jahr mehr. Und dann die Parteien: die Roten, die Schwarzen, und auf einmal auch die Nazi-Partei, mit braunen Hemden, so wie die in Italien schwarze Hemden getragen haben. Braun und schwarz schmutzt nicht leicht, denkt die Mizzi mit ihrem Sinn fürs Praktische.
Der Franz und der Josef sind gern zum Fussballspielen gegangen, zum Zuschauen, damals war die Zeit des Wunderteams – Vogel zu Schall, Schall zu Vogel, Tooor! – und am Mikrophon der Willy Schmieger. Die Rosa, die Frau vom Franzi, ist auf Besuch gekommen, die Juli vom Rudi auch, und alle miteinander haben sie Radio gehört, und wenn die Männer gekommen sind vom Lehrersportplatz oder vom Sportclubplatz, hat die Mizzi für alle Kaffee gekocht, natürlich keinen Bohnenkaffee, mehr Feigen- und Malzkaffee. Nur ein paar Bohnen, die hat sie auf der Kaffeemühle gemahlen, sie oder die Mutter oder die Kleine. Pass auf, dass das Ladel nicht herausfallt!
Der Zeppelin ist über Wien geflogen, im strengen Winter von 1928 war ein Eisstoss, der Josef ist mit der Kleinen über die Donau gewandert, zu Fuss, die wird sich später noch daran erinnern, weil er sie photographiert hat, wie sie in dem karierten Pullover und dem dicken Schal, die Pudelhaube auf dem Kopf, auf einer Eisscholle steht. Das Photographieren war seine Passion. Hat zwar viel Geld gekostet, aber man erinnert sich dadurch doch an manches, was man sonst längst vergessen hätte.
Jahrelang hat er sein Schrammelquartett gehabt einmal in der Woche, bei ihnen zu Hause oder manchmal auch beim Franzi, seine Frau hat gern Gäste eingeladen. Einmal hat sie sogar einen Kinderball veranstaltet, für alle Kinder Kostüme geschneidert aus Kreppapier, die Kleine als Gräfin Mariza, der Fritzel als Indianer, und der kleine Hansi als Adabei, das war eine komische Figur aus der Kronenzeitung – oder war es das Kleine Blatt?
Die Rosa war eine temperamentvolle Person, eine lustige, bei der hat sich immer was rühren müssen, da war sie in ihrem Element.
Wie das grosse Sängerfest stattgefunden hat im Schubertjahr 1928 und so viele Gesangsvereine nach Wien kommen sollten, dass man gar nicht alle unterbringen hätte können, hat man die Bevölkerung aufgerufen, Gäste privat bei sich aufzunehmen. Die Rosa war gleich Feuer und Flamme, hat sich sofort gemeldet, ein Zimmer zur Verfügung gestellt und der Mizzi so lange zugeredet, bis sie auch mitgemacht hat. Im Kabinett ist ein zweites Bett aufgeschlagen worden, die Mutter vom Josef ist zur Klementin' gezogen auf ein paar Tage, und dann haben sie alle gespannt auf die Einquartierung gewartet.
Zwei deutsche Sangesbrüder sind gekommen, ein Brüderpaar aus Sachsen, so gross und massiv, dass sie sich in dem kleinen Kabinett kaum rühren konnten.
Die Betten waren auch nicht für solche Riesen gemacht, und richtig ist eines davon in der Nacht durchgekracht, aber niemand hat es übelgenommen, die Mizzi nicht und die Gäste erst recht nicht.
Sie sind noch lange in Verbindung geblieben, haben sich gegenseitig zu den Feiertagen geschrieben, einmal ist sogar ein Sohn auf Besuch gekommen.
Die Rosa und der Franz haben auch zwei Sachsen bei sich wohnen gehabt, und Jahre nachher hat die Rosa noch das Sächsische nachgemacht und gemeinsam mit der Mizzi über den durchgekrachten Sangesbruder gelacht.
Am Sonntag waren sie meistens bei der zweiten Schwester vom Josef zu Be-

such. Eine gute Jause hat es gegeben, Schokolade mit Schlagobers zum Trinken für die Kinder und eine selbstgebackene Torte, die Karolin' hat das können, war ja einmal Herrschaftsköchin.

Mit den Verwandten waren sie viel zusammen, haben Ausflüge gemacht in den Wienerwald oder nach Petersdorf, wo die Rosa und der Franz einen Garten haben und ein kleines Häuschen. Immer war es lustig, die Rosa hat Stelzen gebraten für alle, und den Salat und die Knödel hat sie im Waschhafen gemacht, weil die normalen Reindeln zu klein waren für so viele Leute. Als Nachspeise hat der Josef vom Konditor in der Wienerstrasse frische Erdbeerschnitten spendiert, ein ganzes Tablett voll, da hat er sich nicht lumpen lassen.

Obwohl die Zeiten so schwer waren und jeder Sorgen gehabt hat, war es immer lustig, weil alle bescheidener waren als heute. Und der Ribiselwein, den der Franzi selbst gemacht hat, hat das seine zur Lustigkeit beigetragen.
Sonst haben sie eigentlich nicht viel Gesellschaft gehabt. Nur die Lehrerfamilie, seit die Kleine in die Schule gegangen ist. Mit den Kindern, vier haben sie gehabt, ist sie fast täglich zusammengewesen. Die zwei grösseren haben sich schon für Politik interessiert, und damals, wie die ersten Nationalsozialisten in den Gemeinderat eingezogen sind, hat der Josef vor der Wahl mit der älteren Tochter gewettet um eine Tafel Schokolade, sie hat auf Sieg getippt und gewonnen.

Immer wieder hat es Zusammenstösse gegeben zwischen der Heimwehr und dem Schutzbund und den Nazis, nie war Ruhe. Einmal haben sie sogar am Goldenen Sonntag beim Gerngross Tränengasbomben geworfen, mitten im ärgsten Weihnachtstrubel – gut, dass sie damals noch nicht in Mariahilf gewohnt haben. Darauf hat man die Nazi-Partei verboten und die anderen Parteien auch. Nur die Vaterländische Front hat es noch gegeben, offiziell, mit dem Kruckenkreuz als Zeichen. Aber die anderen Parteien haben erst recht keine Ruh gegeben und illegal weitergetan. Ob sich der Josef damals gerade deswegen dafür interessiert hat? ■

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zürich
Telefon 01/53 77 79

Auf ausdrücklichen Wunsch ein weiteres Mal:

Selbst ist die Frau!

Ein Seminar für Frauen, die sich auf den Schritt in die berufliche Selbständigkeit gezielt vorbereiten und sich die Erfahrungen erfolgreicher Frauen zunutze machen wollen.

Samstag, 14. November 1987, 9.15–16.30 Uhr

Liebe Frauen

Zurzeit geht es Euch wie der lieben Natur: Alle haben Euch am allerallerliebsten.

Ihr werdet umschwärmt und flattiert und gepriesen, dass es eine Art hat – die Art von Schmeichlern und Heuchlern und Hochstaplern. Jetzt macht mann Euch schöne Augen und gibt billige Versprechen; und nachher wird vorgerechnet, dass es nichts kosten darf.
Was Ihr an uns habt, wisst Ihr: Wir sind nicht nur vor den Wahlen für Gleichberechtigung. Sondern auch nach den Wahlen für gleichen Lohn.

SP Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Rigoberta Menchú, eine India vom Stamm der Quiché, erzählt von Riten und Sitten ihre Volkes, dem Verhältnis zur «Mutter Erde» und zu den vier Elementen, von ihren Zeremonien.

Rigoberta Menchú erinnert sich an ihre Jugend in Guatemala

Elisabeth Burgos

Rigoberta Menchú

Leben in Guatemala

Schon mit fünf Jahren musste ich auf den Fincas bei der Arbeit helfen. Ich kümmerte mich um mein Brüderchen, damit meine Mutter ihr Arbeitspensum schaffen konnte. Mein Brüderchen war damals vielleicht zwei Jahre alt und bekam noch die Brust, weil wir Indios unseren Kindern möglichst lange die Brust geben, um Essen zu sparen. Meine Mutter musste daher oft ihre Arbeit unterbrechen, um mein Brüderchen zu stillen. Ich machte in der Zeit ihre Arbeit und hütete hinterher das Kind, damit ihr keine Zeit verlorenging. Meine Arbeit wurde aber nicht bezahlt, sondern war die Ergänzung zur Arbeit meiner Mutter. Diese Arbeit bestand in der Zubereitung der Mahlzeiten für vierzig Arbeiter. Sie mahlte die Maiskörner, knetete den Teig, formte die Tortillas und kochte Frijoles, schwarze Bohnen. Für vierzig Mann ist das schwierig, weil der Teig, der morgens zubereitet wird, auch morgens gegessen werden muss, da er ziemlich schnell schlecht wird. Meine Mutter war bei den Arbeitern sehr beliebt, weil sie ihnen immer frische Tortillas servierte.

Wir selbst bekamen unser Essen von einer anderen Señora, und manchmal waren unsere Tortillas schlecht oder ganz trocken, und die Bohnen sprangen uns vom Löffel. Denn die Señora wusste auch nie genau, für wie viele Personen sie kochen musste, da die Aufseher die Gruppen jeden Tag neu einteilten. Meine Mutter legte grossen Wert darauf, den Arbeitern frisches Essen zu geben, weil sie nach der Arbeit immer sehr erschöpft waren. Oft hatte sie schon um drei Uhr morgens das Essen bereitet, da die Arbeiter ja sehr früh ihr Tagewerk beginnen. Um elf hatte sie schon wieder das Mittagessen fertig, und um sieben Uhr abends teilte sie das Abendessen aus. In den Zwischenzeiten arbeitete sie als Kaffeepflückerin, um noch etwas hinzuzuverdienen.

Ich fühlte mich sehr nutzlos, weil ich nichts für meine Mutter tun konnte, als nur mein Brüderchen zu hüten. In dieser Zeit ist mein Bewusstsein erwacht. Ich wollte richtig arbeiten und auch Geld verdienen, um ihr eine grössere Hilfe zu sein. Meine Mutter war sehr tapfer und arbeitete ununterbrochen, aber manchmal wurden wir krank, und dann musste fast das ganze Geld für Medikamente ausgegeben werden.

Einmal, nachdem wir fünf Monate auf der Finca gearbeitet hatten und ins Hochland zurückfuhren, wurde ich so krank, dass ich fast gestorben wäre.

Ich war gerade sechs Jahre alt. Der Klimawechsel war zuviel für mich gewesen, und meine Mutter hatte grosse Angst, dass ich sterben würde. Danach tat ich alles, um nicht mehr krank zu werden, und obwohl ich häufig Kopfschmerzen hatte, sagte ich nie etwas davon.

Mit acht Jahren verdiente ich mein erstes Geld auf der Finca. Ich hatte täglich fünfunddreissig Pfund Kaffee zu pflücken und bekam dafür zwanzig Centavos. Wenn ich die Menge nicht schaffte, musste ich am nächsten Tag für dieselben zwanzig Centavos weiterarbeiten. Wenn man einmal sein Tagessoll nicht schaffte, blieb man unweigerlich mit seiner Arbeit zurück, immer mehr zurück, bis man zum Schluss vielleicht zwei ganze Tage unentgeltlich nacharbeiten musste, um das Gesamtsoll zu erfüllen.

Meine Brüder hatten ihre Arbeit so gegen sieben oder acht Uhr abends beendet und boten sich an, mir zu helfen. Ich sagte, dass ich selbst damit fertigwerden müsse, denn wie sollte ich es sonst jemals lernen. An manchen Tagen schaffte ich kaum achtundzwanzig Pfund. Besonders wenn es so heiss war. Da bekam ich Kopfschmerzen und war oft so erschöpft, dass ich mich unter einen Kaffeestrauch legte und schlief, und da fanden mich dann meine Brüder.

Zum Verrichten unserer Bedürfnisse mussten wir uns in kleinen Gruppen abwechseln. Es gab keine Klos oder Latrinen auf der Finca, und so gingen die Leute in den Wald. Es gab eine Stelle, wo das Strauchwerk sehr dicht war. Dorthin gingen alle; das war unser Klo. Damals arbeiteten vierhundert Leute auf der Finca, und immer wenn eine Gruppe zurückkam, ging die nächste. Immer alle ins gleiche Gebüsch. Es wimmelte dort von Fliegen.

In unserer Baracke gab es nur einen Bottich mit Wasser, und der reichte nicht einmal zum Händewaschen für alle. Weiter weg gab es Brunnen, aus denen das Wasser für die Bewässerung der Plantagen kam. Zu diesen Brunnen mussten wir laufen, um uns Wasser in Flaschen abzufüllen, damit wir bei der Arbeit auf dem Feld etwas zu trinken hatten.

Die Kaffeebohnen werden von den Sträuchern gepflückt, aber manchmal, wenn sie schon sehr reif sind und von selbst von den Sträuchern fallen, müssen sie aufgesammelt werden. Das ist schwieriger als pflücken. Bei der Arbeit musste man sehr behutsam sein, damit kein Strauch beschädigt wurde. Die Aufseher beobachteten uns scharf, und jeder kleine Schaden wurde Bohne für Bohne vom Lohn abgezogen. So lernten wir schon als Kind, besonders achtsam und vorsichtig zu sein: Kaffeepflücken war wie das Behandeln einer Verletzung.

Baumwolle zu pflücken war noch schwieriger. Besonders die Nachernte der Baumwollreste, die in den Zweigen hängengeblieben waren. Das war eine

Elisabeth Burgos

sehr beschwerliche Arbeit, die nicht besser bezahlt wurde als die reguläre Arbeit.
Zwei Jahre lang arbeitete ich für zwanzig Centavos, obwohl ich oft mehr als fünfunddreissig Pfund pflückte. Ich schaffte immer mehr und steigerte mich um ein, zwei, drei Pfund. Als ich siebzig Pfund pro Tag schaffte, zahlten sie mir dafür fünfunddreissig Centavos. Ich war stolz, dass ich jetzt merklich zum Lebensunterhalt der Familie beisteuern konnte, und fühlte mich wie ein erwachsener Mensch. Ich plagte mich jeden Tag aufs neue, um meinen Eltern das Leben ein wenig zu erleichtern.

Aber die Arbeit auf den Fincas war nicht nur hart, die Arbeiter wurden auch betrogen. Es gibt ein Büro auf der Finca, in dem die Menge, die jeder Arbeiter tagsüber geerntet hat, gewogen und notiert wird. Meine Brüder – gescheit wie sie waren – hatten einmal herausgefunden, dass alle Gewichte gefälscht waren. Sie zeigten viel weniger an, als tatsächlich gepflückt worden war. Das passiert überall. Die Señores, die unsere Arbeit kontrollieren, bereichern sich an uns. Vom ersten Tag an, wenn die Agenten in die Dörfer kommen und die Leute anheuern, werden wir wie Vieh behandelt. Auf den Lastwagen oder auf der Finca – jede Kleinigkeit, jede Handreichung muss bezahlt werden. bis zum letzten Tag, wenn die Rechnung in der Cantina beglichen wird, bestehlen sie die Arbeiter.

Nach den ersten drei Monaten meiner neuen Arbeit war ich wieder krank geworden, und da es ohnehin an der Zeit war, unsere kleine Pflanzung im Hochland zu bestellen, fuhren wir nach Hause. Das war im März. Zu Hause in den Bergen war das Leben viel froher, obwohl es ein hartes Leben war. Es regnete viel, und wir waren fast immer durchnässt. Der Wind kam von allen Seiten in die Hütte, die Tiere kamen von allen Seiten in die Hütte, und wir hatten nichts, um uns warm anzuziehen.

Im Mai fuhren wir wieder hinunter auf die Fincas. Mein Vater arbeitete auf einer Zuckerrohrplantage, meine Brüder auf einer Baumwollplantage und meine Mutter und ich auf einer Kaffeeplantage. Wenn mein Vater in der Nähe arbeitete, kam er abends zu uns; aber wenn er auf einer Finca arbeitete, die weit entfernt war, sahen wir uns manchmal drei Monate lang nicht.

Nach der Arbeit waren meine Eltern immer sehr erschöpft. Besonders mein Vater. Er hatte dann oft keine Lust, mit uns zu sprechen. Meine Mutter auch nicht. Obwohl meine Eltern sich nie stritten, mussten wir sie dann doch in Ruhe lassen und sehr gewissenhaft unsere Arbeiten verrichten, damit sich mein Vater und meine Mutter etwas erholen konnten. Besonders bei dem Lärm der Leute, wenn man mit Hunderten fremder Menschen zusammenlebte. Unter ihnen gab es einige, die schreckliche Dinge erlebt hatten und ziemlich heruntergekommen waren – Frauen, die sich prostituierten.

Das Leben unter so vielen Fremden ist schwierig, und die Mütter können nicht immer auf ihre Kinder aufpassen. Sie sind so erschöpft, das sie einfach nicht mehr können. Das ist sehr bezeichnend für die Situation der Frau in Guatemala. Die meisten Frauen, die zur Kaffee- oder Baumwollernte an die Küste fahren, bringen ihre neun oder zehn Kinder mit auf die Fincas. Von diesen neun, zehn oder mehr Kindern sind vielleicht drei oder vier gesund und haben etwas Widerstandskraft.

Aus «Leben in Guatemala»,
von Rigoberta Menchú,
Lamuv Taschenbuch 33.

Die meisten haben aber vor Hunger aufgedunsene Bäuche, und die Mutter muss immer damit rechnen, dass vier oder fünf ihrer Kinder jederzeit sterben können. Angesichts solch einer Situation lehnt sich der Mensch auf oder sucht zu vergessen, weil es keinen Ausweg gibt. Frauen sind in dieser Lage oft viel tapferer als Männer. Viele Männer – besonders die, die beim Militär waren – nutzen die Hoffnungslosigkeit der Mädchen aus, die keine Eltern mehr haben und auf den Fincas arbeiten müssen, um nicht zu verhungern. So kommt es, dass einige sich prostituieren.

In den Indio-Dörfern gibt es keine Prostitution, weil unsere Kultur sie nicht kennt. Wenn eine Frau im Dorf sich nicht mehr so kleidet wie unsere Vorfahren, ist das für alle ein Zeichen verlorener Würde. ■

Der Samen
eurer Ermahnung
«Nimm dich zusammen»
ist aufgegangen
in meinem Bauch
und im Rücken
sitzt er auch,
festgeklemmt,
eingezwängt
im Rückenmark:
«Ich bin stark».

Zusammen-Nehmen
und Über-Nehmen
Zusammen-Gezogen
und langsam verbogen
auf einen Nerv reduziert
und tapfer funktioniert.
Und jetzt Schritt für Schritt
macht der Körper nicht mehr mit.
Meine falsche Bescheidenheit
macht sich im Rückenmark nun breit.
Ich kann mich kaum noch regen
zurzeit kaum mehr bewegen,
nicht mehr funktionieren
Ich muss es akzeptieren:

Ich kann nichts mehr **tun.**
Jetzt darf ich mal **ruhn.**
Einfach nur **da-sein.**
Das Leben ist **mein.**
Ich darf ich sein.
Mein Sehnen:
Ausdehnen
für alle Zeit
mach dich nun bereit
ich hab Zeit
alles ist weit

Rosemarie Wyss

Frauen in der Arbeitswelt

Die Initianten von *«Taten statt Worte»* haben an der Universität Irchel in Zürich ein erstes *Symposium* zur Gleichstellung von Mann und Frau in der Arbeitswelt durchgeführt. Die Gruppe der zwölf Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft angehören, hat sich zum Ziel gesetzt, die Möglichkeiten von Frauen in der Arbeitswelt zu verbessern. Sie konnte bisher gegen vierzig Unternehmen, öffentliche Verwaltungen und Organisationen dafür gewinnen, in ihren Betrieben Frauenförderungsprojekte im weitesten Sinne an die Hand zu nehmen.

Das Symposium, an dem rund 500 Frauen und auch einige Männer teilnahmen, war Problemen und Perspektiven der Frauen in der Arbeitswelt sowie den *Strategien zur Gleichstellung* gewidmet. Dabei versuchte man, sich an dieser ersten Veranstaltung einen Überblick zu verschaffen, so dass man über weite Strecken kaum über eine blosse Aufzählung vielfältigster Aspekte der Frauenarbeit beziehungsweise der Frauenförderung hinaus kam.

An einem Panelgespräch unter der Leitung von *Bettina Heintz* (Zürich) stand unter anderem die Frage nach notwendigen Veränderungen zur Diskussion. Während FDP-Nationalrätin *Susi Eppenberger* sich gegen weitere staatliche Schritte wandte und für Massnahmen auf privater Ebene plädierte, erachtete *Ruth Gurny* (VPOD) weitere gesetzgeberische Schritte für notwendig, um strukturell bedingten Benachteiligungen zu begegnen. Für *Heinz Allenspach* (Direktor des Zentralverbandes schweizerischer Arbeitgeberorganisationen) steht der Wertewandel im Vordergrund, der in der Realität einen vermehrten Niederschlag finden müsse. *Christian Lutz* (Direktor des Gottlieb-Duttweiler-Institutes) misst sodann dem durch die neuen Technologien ausgelösten Wandlungsprozess grosses Gewicht bei. Der Trend zu mehr eigenständiger Lebensgestaltung privat und am Arbeitsplatz, zu mehr ganzheitlichen Tätigkeiten, zu experimentellen Lebensformen kommt seiner Ansicht nach den Frauen in ihrer beruflichen und privaten Entwicklung entgegen, da diese Tendenzen ihrem im allgemeinen breiteren Fähigkeitsspektrum entsprechen.

Eine zweite Gesprächsrunde, die *Lili Nabholz-Haidegger* (Präsidentin der Eidgenössischen Frauenkommission) leitete, hatte die Barrieren der Frauenförderung und deren Überwindung zum Thema. Die Motivation der Unternehmen, an einem Frauenförderungsprogramm überhaupt teilzunehmen, liegt heute teilweise im sich abzeichnenden *Mangel an qualifiziertem Personal,* ferner können auch die gesellschaftliche Verantwortung und die Werbewirksamkeit als Motive hinzukommen. Ferner sei der Einfluss der Töchter von Vorstandsmitgliedern nicht ganz ausser acht zu lassen, wie *Camilla Krebsbach-Gnath* vom Battelle-Institut in Frankfurt anmerkte.

Auch *Edith Nobel-Rüefli* (Direktorin von Coop Schweiz) erwartet die stärkste Wirkung für bessere Chancen für Frauen vom Arbeitsmarkt. Von grosser Bedeutung für das Gelingen von Förderungsprogrammen ist die Akzeptanz der Massnahmen im Betrieb. *Roland Rasi* (Generaldirektor der Schweizerischen Kreditanstalt) stiess innerhalb seines Betriebes auf unterschiedlichste Reaktionen, von totaler Ablehnung bis zu klar positiver und aktiver Zustimmung. Er hält auch einen gewissen Druck von unten für notwendig.

Leo Müller (Chef des Personalamtes des Kantons Thurgau) konnte in seinem Betrieb feststellen, dass Frauen mit dem nötigen Fachwissen und den nötigen Qualifikationen in Führungspositionen im allgemeinen akzeptiert werden. Konkurrenzängste treten, so wurde festgestellt, vor allem im mittleren Kader auf – sie sind vorläufig denn auch am ehesten von der Konkurrenz der Frauen betroffen.

Unter den Programmen von «Taten statt Worte» zeichnete schliesslich der Bund schweizerischer Frauenorganisationen die Projekte der Firma *Kambly AG* sowie der *Schweizerischen Kreditanstalt* aus; ein drittes prämiertes Unternehmen wollte hingegen nicht genannt sein.

Aus «NZZ»

Ungleicher Lohn in Krankenpflege

«Wir gehen bis vors Bundesgericht», versicherte der Präsident der «Vereinigung der Lehrerinnen und Lehrer für Krankenpflege (Leve), Hanspeter Stettler, dem «Tagblatt». Mit ihren 130 Mitgliedern vertritt die Leve ein Viertel aller in der Schweiz im Pflegebereich tätigen Lehrkräfte.

Aktiver Kampf

Die Leve-Mitglieder beschlossen in Zürich den aktiven Kampf für gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit. Im Vergleich mit den Berufsschullehrern liegen die Einkommen der Krankenpflegelehrerinnen und -lehrer um 20% bis 30% zurück. Dabei macht die Leve vergleichbare Ausbildung und Kompetenz der beiden Lehrberufe geltend.

Auf Anfrage präsentiert die Leve konkrete Zahlen: Im Kanton St. Gallen verdienen Berufseinsteiger nach Leve-Berechnungen im Krankenpflegebereich rund Fr. 45000.– jährlich gegenüber Fr. 57000.– bei den Berufsschullehrern. In der jeweils höchsten Lohnklasse liegen die Krankenpflegelehrerinnen mit Fr. 57000.– gegenüber rund Fr. 86000.– für Berufsschullehrer noch weiter zurück.

Diskriminierung

Für Leve steht hinter diesen festgestellten Einkommensdisparitäten eindeutig die Diskriminierung der Frauen: Während an den Berufsschulen überwiegend Männer unterrichten, stellen die Frauen in der Krankenpflegelehre über 80% des Lehrkörpers.

In ihrem Kampf für die Gleichberechtigung orientieren sich die Krankenpflegelehrerinnen und -lehrer am Beispiel der sechs Zürcher Krankenschwestern, welche im Streit um die Lohngleichheit für gleichwertige Arbeit vor Bundesgericht bereits zwei Siege erzielten. Im vergangenen Mai ordnete das Bundesgericht ein neutrales Gutachten an, welches über das Ausmass der finanziellen Benachteiligung der Frauen in den Pflegeberufen Auskunft geben soll.

Die Präsidentin der Eidgenössischen Frauenkommission, Lili Nabholz-Haidegger, die als Rechtsanwältin bereits die Interessen der sechs Krankenschwestern vertritt, will sich nun auch für die Lohngleichheit unter den Lehrerinnen und Lehrern einsetzen. Im Vergleich mit den Krankenschwestern sei die Situation der Krankenpflegelehrerinnen «noch krasser», sagte Nabholz am Donnerstag in Zürich. Von den Leve-Mitgliedern forderte sie in Ergänzung zur Bundesverfassung ein Lohngleichheitsgesetz. Zurzeit prüft eine Arbeitsgruppe unter der Leitung des Vizedirektors im Bundesamt für Justiz, Christoph Steinlin, die Ideen eines Ausführungsgesetzes.

Eine Gruppe von fünf Zürcher Krankenpflegelehrerinnen und -lehrern will beim Kanton Zürich die Forderung auf finanzielle Gleichbehandlung mit den Berufsschullehrern geltend machen. Gleiche Vorstösse sind zu einem späteren Zeitpunkt auch in anderen Kantonen geplant.

Bisher wenig Klagen

Die Krankenpflegelehrerinnen und -lehrer der «Leve» stützen ihre Klage auf den 1981 in der Volksabstimmung angenommenen Verfassungsartikel

«Gleiche Rechte für Mann und Frau». Seit 1981 suchten erst wenige Frauen vor dem Gericht ihr Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Erfolgreich waren bisher die sechs Zürcher Krankenschwestern, die gegenüber den Zürcher Behörden vor Bundesgericht bereits zweimal Recht erhielten.

Aus «St. Galler Tagblatt»

Ein Team für die Ombudsstelle

Eine Ombudsstelle für Gleichberechtigung will der Bundesrat im nächsten Jahr einrichten. Ihre Aufgaben scheinen auf den ersten Blick identisch mit jenen der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen. Aufgabe einer solchen Bundesstelle wird aber in erster Linie sein, die Durchsetzungsarbeit zu leisten, damit die durch den Gleichberechtigungsartikel in der Bundesverfassung geschaffenen gesetzlichen Grundlagen nun auch in die Tat umgesetzt werden. Mit diesem Artikel hat man zwar die unerlässlichen rechtlichen Voraussetzungen zur Durchsetzung der Gleichberechtigung erreicht, die aber allein nicht genügen, um tatsächlich alle Diskriminierungen zu beseitigen.

Der Bundesrat hat nun gezeigt, dass er gewillt ist, Diskriminierungen auf dem Verordnungsweg zu beseitigen, was einfacher ist als die Durchsetzung der Gleichberechtigung auf gesetzlichem Weg. Allerdings sind Verordnungen auch weniger wirksam als Klagen. Die neue Stelle wird bei der Verwirklichung ihrer Anliegen auf den Goodwill anderer Organe und Institutionen, die damit zu tun haben, angewiesen sein.

Der Bundesrat selbst nannte daher die Einsetzung einer Bundesstelle zur Förderung der Gleichberechtigung – die übrigens dem bereits bestehenden Vorbild im Kanton Jura folgt – eine «pragmatische Lösung». Sie geht konkret auf eine Motion Stamm vom Herbst 1986 zurück, die als Postulat angenommen wurde. Das gleiche Ziel verfolgten schon früher ein Postulat Hubacher und ein Postulat Jaggi, wobei letzteres die Bildung einer Arbeitsgruppe im Bundesamt für Justiz zur Folge hatte, welche Massnahmen zur Beseitigung der Lohndiskriminierung vorschlagen wird. In ein paar Jahren wird man anhand der Erfahrungen prüfen, ob die Stelle taugt oder ob weitere gesetzliche Grundlagen nötig sind. Die neue Ombudsstelle wird Kampagnen planen müssen und andere Stellen oder Betriebe, die Förderungsprogramme durchführen wollen, als Expertin beraten. Eine der Hauptschwierigkeiten, gerade bei der Durchsetzung des gleichen Lohnes, ist ja, dass zu wenig Frauen klagen. Die Arbeitsgruppe des Bundesamtes für Justiz sucht nach den Ursachen, wobei sie auch internationale Vergleiche zieht. Als erstes müssen jetzt für diese Stelle Verordnung und Pflichtenheft ausgearbeitet werden, dann werden die Stellen ausgeschrieben.

In der Zentralen Frauenkommission der SPS wird die Schaffung der Bundesstelle begrüsst und der Beschluss des Bundesrats mit grosser Genugtuung aufgenommen. Die SP-Frauen sehen auch schon die ideale Kandidatin für das Amt der Ombudsfrau: Claudia Kaufmann, Sekretärin der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen. Diese selber meint allerdings, diese Aufgabe könne nicht von einer einzelnen Frau wahrgenommen werden, sondern müsse von einem Team erfüllt werden.

Aus «AZ»/«Freier Aargauer»

Der Frauenbuchladen Zürich ist umgezogen

Nach 11jährigem Bestehen ist der Frauenbuchladen Zürich aus seinem ersten Raum herausgewachsen. Zwar war es ein schöner Ort, und viele Frauen hatten die Atmosphäre gern, und er war ihnen eine wichtige Station auf ihrem inneren Weg. Jedoch wurde es für alle, Buchhändlerinnen und Kindinnen, immer enger.

Und nun hat die Spezialbuchhandlung für Frauenliteratur einen schönen neuen Laden gefunden mit genügend Platz für das vielfältige Angebot an Büchern zu den verschiedenen Themenbereichen, von Frauenbewegung und Frauengeschichte über Gesundheitsfragen, Gentechnologie und Frauenhandel bis zur Belletristik und Poesie sowie Architektur von Frauen. Ebenso gibt es Zeitschriften von verschiedenen Frauengruppen zu speziellen Fragen, auch Schallplatten, Posters, Schmuck und Postkarten, darunter z. B. eine Sammlung Porträts berühmter Frauen. Die Atmosphäre konnte nicht nur mitgezügelt und erhalten, sondern noch erweitert werden: Sogar Platz für eine kleine Kaffee- und Tee-Ecke hat es gegeben. Hier können Frauen – und auch interessierte Männer – einen Überblick über die von Frauen zu vielen Wissensgebieten und Lebensbereichen aus ihrer Situation und Betroffenheit heraus erarbeiteten Stellungnahmen erhalten und sich in einzelne ausgewählte Bücher vertiefen. Ebenso kann frau sich hier über Adressen und Programme von engagierten Frauenprojekten und Frauenveranstaltungen informieren, z. B. gerade aktuell über Frauenferienhäuser. In wechselnden Ausstellungen werden Bilder zeitgenössischer Künstlerinnen zu Frauenthemen gezeigt.

Zweimal jährlich erscheint ein Katalog über aktuelle Neuerscheinungen von Frauenbüchern, der auf Wunsch zugesendet wird. Ebenso zugesendet werden können Bücher, die frau schriftlich oder telefonisch bestellt.

Neben der Frauenliteratur besorgt der Frauenbuchladen auch jedes andere lieferbare Buch.

Immer wieder beteiligt er sich an Frauenveranstaltungen mit einem Büchertisch. Der Frauenbuchladen ist eine Genossenschaft. Zurzeit teilen sich drei Frauen kooperativ in die Arbeit und wollen mit einem differenzierten und engagierten Angebot einen Beitrag zur Förderung der Selbstbestimmung der Frau leisten.

Red. «Schweizer Frauenblatt»

Frauenbuchladen
Gerechtigkeitsgasse 6
8002 Zürich
Tel. 01 202 62 74
Mo 14.00–18.30
Di–Fr 9.00–18.30
Sa 9.00–16.00

TAGUNGEN

Schweizer Frauen-Kirchen-Fest

Kirchengeschichte, Netzwerk, feministische Ethik und Theologie sind nur ein paar wenige Themen aus dem Programm.
Ort: Luzern
Datum: 24. Oktober 1987
Auskunft und Programm:
Sekretariat
c/o Andrea Siegen
Champs des Fontaines 30
1700 Freiburg
Tel. 037/26 14 84

Depressionen

Was birgt dieses Wort in sich?
Wie gehen wir damit um?
Leitung:
Dorothea Waldmeyer
Ort:
Bildungs- und Ferienhaus des Coop Frauenbundes Schweiz, Mümliswil/ Solothurner Jura
Datum:
28.–30. Oktober 1987
Kosten: Fr. 150.–
Auskünfte, Anmeldung:
Coop Frauenbund Schweiz
Zentralsekretariat
Postfach 2550
4002 Basel
Tel. 061/20 71 72

Abraham und seine Töchter

Offene Tagung für Frauen. Jüdische und christliche Frauen befragen ihre Traditionen.
Ort: Evang. Tagungs- und Studienzentrum Boldern in Männedorf
Datum: Samstag/Sonntag, 31. Oktober/1. November 1987
Auskünfte, Anmeldung:
Boldern
8708 Männedorf
Tel. 01/922 11 71

Psi-Tage 87

5. Internationaler Kongress für interdisziplinäre Diskussion von Grenzfragen der Wissenschaft
Datum:
5.–8. November 1987
Ort: Schweizer Mustermesse Basel
Auskünfte:
Basler Psi-Tage-Kongress
Sekretariat 5
Schweizer Mustermesse
Postfach
4021 Basel

Konsum aus dem Armenhaus

Als Nacharbeit zur Weltfrauenkonferenz 1985 in Nairobi, für Frauen, denen Solidarität mit unseren Schwestern in der Dritten Welt ein Anliegen ist.
Ort: Hotel Bern, veranstaltet durch den Schweiz. Verband für Frauenrechte
Datum:
10. November 1987
Auskunft:
Schweiz. Verband für Frauenrechte
Sekretariat 1111 Romanel s/Morges
Tel. 021/87 93 68

INFORMATION

Budgetberatung/ Informationsstellen

Frauenzentrale St. Gallen,
Frongartenstrasse 16,
9000 St. Gallen
Sprechstunden:
Dienstag, 14–17 Uhr
Tel. 071/22 22 32

Frauenzentrale Basel,
Marktgasse 4, 4051 Basel
Sprechstunden: Dienstag, 15–17 Uhr,
Donnerstag
17.30–19.30 Uhr
Tel. 061/25 35 70

Zürcher Frauenzentrale,
Am Schanzengraben 29,
8002 Zürich
Sprechstunden:
Montag, 14–18.30 Uhr
Tel. 01/202 69 30

Frauenzentrale Bern,
Spitalgasse 34, 3011 Bern
Sprechstunden:
Mo und Di, nachmittags
Tel. 031/22 72 01

Rechtsberatung/ Informationsstelle

Aargauische Frauenzentrale,
Laurstr. 11, 5200 Brugg
Sprechstunden:
Di-Do 9–11
Fr 13–16 Uhr
Tel. 056/22 98 66

Zürcher Frauenzentrale,
Am Schanzengraben 29,
8002 Zürich
Auskünfte und Beratung zum neuen Eherecht
Dienstag und Freitag,
von 10–16 Uhr auf Voranmeldung
Tel. 01/201 00 10

Frauenzentrale St. Gallen,
Frongartenstrasse 16,
9000 St. Gallen
Sprechstunden: Di und Fr,
Do nach Vereinbarung
Tel. 071/22 22 32

Frauenzentrale Chur,
Tivolistrasse 7, 7000 Chur
Sprechstunden:
Freitag 9-11 Uhr
Tel. 081/22 81 22

SEMINARE

Erfolgreich verhandeln

Zielgerechtes, faires Verhandeln ist das Thema dieses Seminars. In Rollenspielen, die teilweise mit dem Videogerät aufgezeichnet werden, können die erarbeiteten Grundlagen an praxisorientierten Situationen aus dem Privat- und Geschäftsleben geübt werden. Auch für Frauen, die einen Wiedereinstieg ins Erwerbsleben erwägen.
Ort: Hotel «Krone»
Schaffhauserstrasse 1
8006 Zürich
Datum:
23./24. November 1987
Montag/Dienstag,
9.15–16.30 Uhr
Auskunft:
MRS, Institut für Frauenbildung und Frauenförderung
Dr. Monique Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zürich
Tel. 01/53 77 79

Taten statt Worte

auch beim Schweiz. Baumeisterverband, Abt. Berufsbildung.
Führungsseminare für Partnerinnen im Betrieb und im Privatleben von Kaderleuten und Führungskräften aller Hierarchiestufen.
Die zweitägigen Seminare sollen Einblick in den Führungsprozess, in Spielregeln und Strukturen geben.
Daten und Orte:
Mi/Do 11./12.11.1987
in Bad Ragaz
Fr/Sa 27./28.11.1987
in Thalwil
Mi/Do 2./3.12.1987
in Bern
Di/Mi 12./13.1.1988
in Thalwil.
Leitung der Seminare (auch Auskünfte /Anmeldung)
Hilde Bradovka,
Erwachsenenbildnerin,
Parkweg 1, 8800 Thalwil,
01/720 62 50

KURSE

Märchen und ihre Bedeutung

Wir entdecken die Fähigkeit des Erzählens und lernen die Bedeutung der Märchen kennen. Auch für Grosseltern sehr geeignet.
Leitung: Inge von der Crone
Ort:
Ferienhaus in Mümliswil/ Solothurner Jura
Datum:
19.–22. Oktober 1987
Auskunft:
Coop Frauenbund Schweiz
Postfach 2550
4002 Basel
Tel. 061/20 71 72

Mitenand rede – enander verstoo

Wir lernen Möglichkeiten kennen, wie wir im Gespräch partnerschaftlich mit unseren Kindern umgehen können (vorwiegend Gordon-Methode).
Leitung: E. Iseli, L. Vögtli
Ort:
Ferienhaus in Mümliswil/ Solothurner Jura
Datum:
24./25. Oktober 1987
Auskunft:
Coop Frauenbund Schweiz
Postfach 2550
4002 Basel
Tel. 061/20 71 72

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

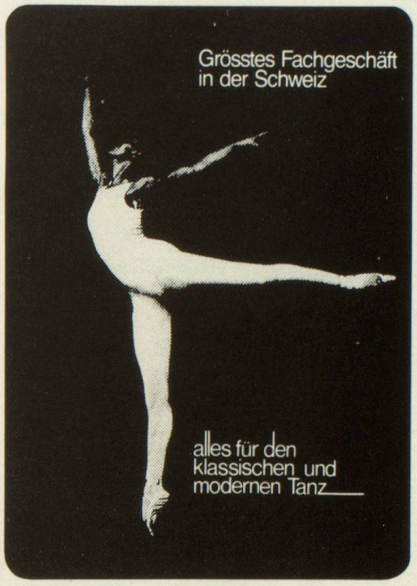
Nur ein paar Gehminuten von Zürich HB, Universität, ETH, Einkaufs- und Geschäftszentren und See.

Das preiswerte, komfortable Hotel Garni. Alle Zimmer mit Direktwahl-Telefon, Farbfernseher, WC/Dusche oder Bad.

HOTEL RÜTLI Zürich

Zähringerstrasse 43 8001 Zürich
Tel. 01-251 54 26 Telex 816037
Ein ZV-Betrieb

ballett-shop



am Limmatquai
8001 Zürich

Römergasse 5
Telefon 01 / 47 69 10

academia gymnastica
psychosomatische Funktionslehre
Bet Hauschild-Sutter

- Laufende Kurse
  Vormittags, nachmittags, abends
  auch Kinderkurse, Geburtsvorbereitung

Stiftung Seminar
academia gymnastica

- 3½jährige Berufsausbildung mit Diplomabschluss als Gymnastiklehrer der Fachrichtung psychosomatische Funktionslehre und Tanztherapie
- Nächster Kursbeginn: 26. Oktober 1987

Schule und Seminar: Gockhausen, Rütistrasse 52
Postadresse, Sekretariat: Doldertal 26, 8032 Zürich
Telefon Laienschule:
Bet Hauschild-Sutter, 47 73 53, möglichst 13–14 Uhr
Telefon Seminar:
Helena Holenstein-Windlin, 252 83 14

Weiterbilden – weiterkommen

neben dem Beruf, unabhängig von Wohnort und Alter; Beginn jederzeit

Maturitätsschule:
Eidg. Matur
Eidg. Wirtschaftsmatur
Aufnahmeprüfung ETH, HSG

Handelsschule:
Bürofachdiplom VSH
Handelsdiplom VSH
Eidg. Fähigkeitsausweis

Höhere Wirtschaftsfachschule:
Eidg. Diplome für Buchhalter, Treuhänder, Bankfachleute, Betriebsökonom HWV

Schule für Sprachdiplome:
Universitäten Cambridge, Perugia, Barcelona; Alliance Française Paris, Zürcher Handelskammer (Deutsch)

Sprach- und Weiterbildungskurse:
Fremdsprachen, Informatik/EDV, Natur- und Geisteswissenschaften, Wirtschaftsfächer

Qualitätsnachweis: überdurchschnittliche Erfolge an staatlichen Prüfungen seit mehr als 30 Jahren.

AKAD

Akademikergesellschaft für Erwachsenenfortbildung AG
Jungholzstr. 43, 8050 Zürich
Telefon 01/302 76 66
oder 01/252 10 20

986

An AKAD,
Postfach, 8050 Zürich

Name/Adresse:

Nr. 67

Senden Sie mir bitte unverbindlich Ihr Unterrichtsprogramm (keine Vertreter)

Wer Bordeaux-Weine liebt, wird «Château de Prade» besonders schätzen!

Wer einen Bordeaux-Wein erster Güte trinkt und die Gewissheit hat, dass der edle Tropfen aus natürlich gewachsenen, überaus bekömmlichen Trauben entstanden ist, hat doppelten Genuss.

Die Freude am Wein steigert sich, wenn man weiss, dass auch die Weinbereitung naturnah erfolgte und der Wein in einem gepflegten Eichenfass reifen darf, das sein unvergleichliches Aroma unterstützt und zur problemlosen Haltbarkeit beiträgt.

Solche überdurchschnittliche Weine gibt es noch!

Sie werden nach den *Delica-Natura*-Richtlinien angebaut und gekeltert. Bei den Produzenten handelt es sich um Winzer, die im Einklang mit der Natur arbeiten und Weine von hervorragender Qualität herstellen. Einer von ihnen ist Isnel Fournier, der den *Château de Prade»* anbaut.

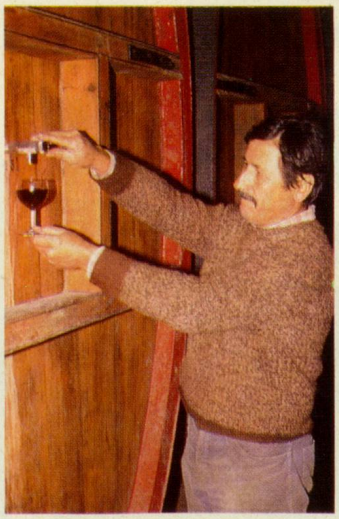
Von dessen Rebberg schreibt der Schweizer Fachmann für ökologischen Landbau, Dr. Hans A. Staub: «Der Boden des Weinberges federt unter den Füssen. Man spürt den lockeren und fruchtbaren Humus, der die Trauben nährt und tränkt. Noch selten habe ich in einem Weinberg so viele Arten von Kräutern gesehen. Der gänzlich begrünte Boden bietet ein herrliches Bild»!

Tatsächlich: der tiefgründige Humus, der durch die Gründüngungspflanzen und Wildkräuter entsteht, hält während langer Trockenperioden die Feuchtigkeit zurück, und so kann der Boden die Reben richtig ernähren. Die besten und schmackhaftesten Trauben sind das Resultat. Zudem fördern die vielen Pflanzenarten das ökologische Gleichgewicht, so dass Insektizide unnötig werden. Der Wein dankt es; denn wenn gesunde Trauben in den Keller gelangen, müssen im Fass die gemachten Fehler nicht «korrigiert» werden. *Guter Wein entsteht an der Rebe, nicht erst im Keller!*

Der Gewinn: Ein gehaltvoller, ausgezeichneter Bordeaux, der nicht nur vorzüglich schmeckt, sondern durch die naturnahe Kelterung auch ausserordentlich bekömmlich ist.

«Château de Prade»

weist die niedrigsten Schwefelwerte der Gegend auf, was gerade für Weingeniesser von unschätzbarem Wert ist. Die Gerbstoffe des Eichenfasses gewährleisten auf natürliche Weise die Haltbarkeit des Weins. Auf eine Zuckerung wird konsequent verzichtet.



Isnel Fourniers ganzer Stolz: sein bester und ausserordentlich bekömmlicher Bordeaux dank gesundem Traubengut und naturnaher Kelterung.

Bordeaux-Trauben

Drei Traubensorten verleihen rotem Bordeaux seinen unverwechselbaren Charakter: Merlot, Cabernet Sauvignon und Cabernet Franc. Der «Chateaux de Prade» wird zu etwa drei Vierteln aus der Merlot Traube hergestellt, die ihm die intensive dunkelrote Farbe und das milde Bouquet gibt. Die beiden Cabernet Trauben verleihen dem Wein den nötigen «Körper» und die Fähigkeit, sich im Alter besser zu entwickeln.

Wer das Bessere dem Guten vorzieht, trinkt Weine aus naturgerechtem Anbau und naturnaher Kelterung, denn sie erhöhen den Weingenuss ... und dass Gutes nicht immer das Teuerste ist, ersehen Sie im günstigen Preis von «Château de Prade» – machen Sie einen Versuch!

Das 26 ha grosse Weingut der Familie Fournier liegt in einem romantischen Hügelgelände unweit von St.-Emilion.

Gutschein einsenden an: *Delinat, 9410 Heiden*

Gutschein

für eine portofreie Sendung

Bitte senden Sie mir gegen Rechnung:

☐ 1 Paket mit 2 Flaschen Château de Prade 1985 für total Fr. 33.– inklusive Porto und Verpackung

☐ 1 Paket mit 2 Fl. Château de Prade: je 1 Fl. des Jahrgangs 1985 und 1983 für total Fr. 35.– inkl. Porto und Verpackung

DELICA-NATURA®

Fr./Frl./Hr. _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____ sal